XXII. Jahrg. Berlin, den 24. Januar 1914. Nr. 17.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1914.



Berlin, den 24. Januar 1914.

Preußenspiegel.

Muß ein vom Volk Abgeordneter mit dem schrillen Ausgeklingel preußischer Ueberlegenheit jeden anderen deutschen Stamm bis ins Blut hinein kränken? Vor acht Tagen wurde hier die Frage gestellt; ein Fibelknabe brauchte die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Dennoch ist seitdem das Geklingel noch schriller, der Widerhall drum noch unholder geworden. Irgendeine erlangbare Thorheit nicht bis ins dünnste Fäserchen auszunützen, scheint unseren instinktlosen Politikmächlern nachgerade unmöglich geworden zu sein. Die unkluge, unwahrhaftige Behandlung des elsässischen Spektakels hat zwischen Heer und Nation zum ersten Mal wieder die gefährliche Kluft aufgerissen, die seit fünfzig Jahren, seit Bismarck die um Sobbe und Putzki heulende Wuth zum Schweigen brachte, für Aeonen geschlossen schien. Nun auch noch Zank über die Leistung, den Muth, die Kulturzeugerkraft der einzelnen Stämme? Das alte Preußen steigt nicht aus der Gruft; ist weder aus Rednerbombast noch aus cadiner Kacheln nachzukünsteln. Wer ihm Liebe werben will, kann heute, leider, nur die Toten zum Zeugniß aufrufen. Doch lasset Euch, Neupreußen, nicht vom Ekel die Kehle würgen. Schauet aus Wintersnacht auf ein paar Spiegelungen des Preußenwesens, das in heroischem Aufschwung noch nüchtern bleibt und, wenn es die Werthsumme vaterländischer Macht zu höhen trachtet, nie den eigener Tüchtigkeit ziemenden Nutzen vergißt.

I.

Die wahrhaft monarchische Regirung ist die schlimmste oder die beste von allen, je nachdem sie geführt wird. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Bürger Einem ihresgleichen nur um der Dienste willen, die sie von ihm erwarteten, den Vorrang eingeräumt haben; diese Dienste sind: die Aufrechterhaltung der Ge-

setze, der strenge Schutz der Gerechtsamen und der Justiz, der äußerste Widerstand gegen die Verderbniß der Sitten, die Vertheidigung des Staates gegen seine Feinde. Der Souverain muß die Bestellung des Bodens im Auge behalten; er muß dafür sorgen, daß die Gesellschaft Ueberfluß an Lebensmitteln hat, muß Industrie und Handel fördern; er ist wie ein Posten, der über die Nächsten, die in seiner Obhut sind, und über das Verhalten der Feinde des Staates wachen muß und der nicht abgelöst wird. Es wird erfordert, daß seine Voraussicht und seine Klugheit zur rechten Zeit Bündnisse schließt und solche zu Verbündeten wählt, die den Interessen der Gesellschaft, die er leitet, jeweils am Besten dienen. Man ersieht aus dieser kurzen Zusammenfassung, welche Fülle von Kenntnissen jeder dieser Punkte für sich fordert. Dazu muß eine tiefgehende Kenntniß der örtlichen Beschaffenheit des Landes, das der Souverain lenken soll, kommen und er muß sich gut auf den Geist des Volkes verstehen; denn wenn der Herrscher durch Unwissenheit sündigt, macht er sich eben so schuldig wie durch Sünden, die er etwa aus Bösartigkeit beginge: die einen sind Fehler der Trägheit, die anderen die Laster des Herzens; aber der Schade, der sich ergiebt, ist für die Gesellschaft der selbe. Die Fürsten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft der Ausschweifung und dem Luxus hinzugeben; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Hochmuth in äußerlichem Glanz einherstolzirt und die Einfachheit der Sitten, die Armuth, das Elend mit ihrer Ueberhebung kränkt; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, damit sie sich um ihre Person einen Haufen Nichtsthuer halten, deren Müßiggang und Nichtsnutzigkeit die Quelle aller Laster ist. Damit ein König seine Pflichten nie vernachlässigt, soll er sich oft ins Gedächtniß rufen, daß er ein Mensch ist wie der geringste seiner Unterthanen; wenn er der oberste Richter, der höchste Kriegsherr, der erste Finanzmann, der Premierminister der Gesellschaft ist, so ist er es nicht dazu, daß er großartig auftritt, sondern, damit er seine Pflichten erfüllt. Er ist nur der erste Diener des Staates und ist verpflichtet, rechtlich, klug und gänzlich uneigennützig zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Bürgern von seinem Regiment Rechenschaft geben müßte. Daher macht er sich schuldig, wenn er das Geld des Volkes, den Ertrag der Steuern für Luxus, für Prunk, für Schlemmereien vergeudet, während er über die guten Sitten, die die Bewahrer der Gesetze sind, wachen soll, während er die Bildung des Volkes erhöhen und nicht durch schlechtes Beispiel verderben soll. Die Erhaltung der guten Sitten in ihrer Reinheit ist eine der wichtig-

sten Aufgaben; der Herrscher kann viel dazu beitragen, wenn er die Bürger, die tugendhaft gehandelt haben, auszeichnet und belohnt, und denen, die so verderbt sind, daß sie über ihre Zuchtlosigkeit nicht mehr erröthen, Verachtung bezeigt. Der Fürst soll jede unehrenhafte Handlung deutlich mißbilligen und denen, die unverbesserlich sind, jede Auszeichnung verweigern. Es giebt eine weitere wichtige Sache, die man nicht aus dem Auge verlieren soll und die, wenn sie vernachlässigt würde, den guten Sitten einen Schaden thäte, der nicht wieder gut zu machen ist: wenn nämlich der Fürst Personen, die kein Verdienst haben, aber großen Reichthum besitzen, zu sehr auszeichnet. Diese an falschem Platz verschwendeten Ehren bestärken die Oeffentlichkeit in dem herkömmlichen Vorurtheil, es genüge, reich zu sein, um geachtet zu werden. Nun werfen der Eigennutz und die Habgier den Zügel ab, der sie zurückhielt; Jeder will Reichthum häufen; man benutzt die schändlichsten Wege, um zu ihm zu kommen; die Verderbniß greift um sich, sie faßt Wurzel, sie wird allgemein; die Begabten, die Tugendhaften werden verachtet und das Publikum ehrt nur noch diese Bastarde des Midas, deren große Ausgaben und Prunksucht es blenden. Um zu verhindern, daß die Sitten der Nation bis zu diesem furchtbaren Uebermaß verderbt werden, soll der Fürst unablässig darauf achten, nur das persönliche Verdienst auszuzeichnen und dem Reichthum ohne Sitten und ohne Tugenden nur Verachtung zu zeigen. Im Uebrigen soll der Herrscher, da er recht eigentlich der Familienvorstand der Bürger, der Vater seines Volkes ist, bei allen Gelegenheiten die letzte Zuflucht der Unglücklichen sein, soll an den Waisen Vaterstelle vertreten, den Wittwen beistehen, soll für den letzten Unglücklichen wie für den ersten Höfling ein Herz haben und soll Freigiebigkeit gegen Die üben, die jeder Hilfe beraubt sind und denen nur durch seine Wohlthaten geholfen werden kann. (König Fritz von Preußen.)

II.

„In dem Zeitpunkt, in welchem das Schicksal sowie die Zukunft einer ganzen Familie entschieden werden soll, ist es, glaube ich, erlaubt, einen Augenblick aus den Schranken einer allzu ängstlichen Bescheidenheit und Selbstverleugnung herauszutreten und Rechte geltend zu machen, die zum Theil unbeachtet geblieben, zum Theil durch das große Drängen von Begebenheiten in Vergessenheit gekommen sind. Eure Fürstliche Durchlaucht erlauben mir daher gütigst, Ihnen hier einige Gegenstände vorzulegen, die, wie ich, ohne zu sehr Egoist zu sein, glaube, einige Beachtung verdienen.

Seine Majestät der König haben die Gnade gehabt, in dem Kabinetsschreiben vom dritten Juni, durch welches ich zum Grafen von Wartenburg erhoben wurde, die Dotation einiger Güter zu verheißen. Diese Dotationen werden jetzt bestimmt, und wie ich vernommen, sind gleiche Quanta für die fünf Generale, so sie erhalten sollen, ausgesetzt worden. Ich verkenne nicht, daß es schon eine große Begünstigung des Schicksals ist, unter der Zahl derjenigen Diener des Königs zu sein, die öffentlich genannt und belohnt werden. Bei einer öffentlichen Anerkennung und Belohnung entsteht aber natürlich jedesmal die Frage: Warum? Und der Maßstab der Belohnung entscheidet hier ganz allein, über das Allgemeine und über das Besondere.

Die Eigenliebe, die allen Menschen eigen ist, verleitet oft zu ungerechten Prätensionen. Ich glaube daher, diese Klippe zu vermeiden, wenn ich nichts als aktenmäßige Wahrheiten sprechen lasse.

Ich übergehe die Epoche des unglücklichen Krieges vom Jahr 1806. Während Erbärmlichkeit, Kapitulations, Stumpfsinn, Unwissenheit und kleinmüthiges Stillschweigen in entscheidenden Momenten allgemein war, schlug sich ein kleines Corps unter meinem Befehl heldenmüthig bei Altenzaun an der Elbe und rettete zwanzigtausend Mann. Der Herzog von Weimar muß es bezeugen; der Armee ist es allgemein bekannt.

Nach dem Frieden von Tilsit erhielt ich das Gouvernement von Preußen. Eure Durchlaucht können die peinliche Lage, in der ich mich in jenen Zeiten befand, am Besten und Richtigsten beurtheilen. Ich provozire auf Ihr eigenes Zeugniß, ob ich nicht in jener kritischen Epoche mit Besonnenheit, aber auch kraftvoll gehandelt habe; freilich ohne Geschwätz, aber mit rastloser Thätigkeit. Immer nur das wahre Interesse des Königs und des Vaterlandes im Auge habend, ließ ich mich von den damaligen Kraftrednern nicht impulsiren, nicht irreführen, aber auch durch Kleinmuth nicht lähmen. Die ausgedehnten Vollmachten, die, wie Eure Durchlaucht sich erinnern werden, mir damals einen Wirkungskreis bestimmten, wie ihn noch kein General vor mir gehabt hatte, waren für einen Mann, der gegen Ruhm und Namen nicht unempfindlich ist, ein anziehender Köder. Wohl dem König und dem Vaterland: ich habe die Sache zu würdigen gewußt und die Probe bestanden. General von Knesebeck ist hier mein Zeuge und in Händen habende Aktenstücke jeder Art sind meine Beweise.

Der Zeitpunkt trat ein, wo Preußen ein Corps gegen Rußland an Napoleon gab. Während meine Kameraden große Worte sprachen und sich der Gnade des Königs durch ansehnliche Ge-

schenke von Klostergütern erfreuten, mußte ich ins Feld rücken, in einen Kampf gegen mein Gefühl und unter so widrigen Verhältnissen, daß nur meine Unterwürfigkeit in den mir stets heiligen Willen meines Königs mir Gehorsam gebot. Der erste Theil des Feldzuges von 1812 war sehr niederdrückend für mich. Mein Obergeneral hatte ganz andere und leidenschaftliche Ansichten über die öffentlichen Verhältnisse als ich. Er sah in Napoleon und dessen Handlungen etwas Uebermenschliches und in den Feldherren Davout und Macdonald die Jünger eines Propheten. Meine Weigerung, die Festung Pillau in französische Hände zu geben, zog mir schon damals Unannehmlichkeiten zu; und Napoleon äußerte sich sehr ungünstig gegen meine Person an der Tafel auf dem Schloß zu Königsberg. Das Oberkommando des Hilfcops kam endlich in meine Hände. Vernünftiger Weise kann wohl Niemand leugnen, daß in diesem Corps zuerst der alte kriegerische Sinn, den die Schlaffheit der Anführer erdrückt hatte, wieder glänzend hervorgehoben wurde und daß der später in der Armee allgemein herrschende heroische Geist von diesem Corps ausging. Die Führung eines preußischen Hilfcorps war unter den damaligen Verhältnissen nicht so leicht, wie es unsere Kraftmänner meinten. Ich glaube, dieses schwierige Räthsel mit aller Besonnenheit gelöst zu haben; denn die Führung des Krieges geschah mit Würde, aber ohne Animosität. Freund und Feind mußten hohe Achtung für das preußische Corps haben. Der französische Marschall konnte sich nie über Lauheit in den Operationen, der Feind sich nie über Acharnement beklagen. Die Schonung und Erhaltung der Truppen, nicht mein persönlicher Ruhm, den ich leicht hätte glänzend heben können, war mein Zweck; ich glaube, das Vaterland ist mir für diese Resignation Dank schuldig. Die Schlacht von Bauske am neunundzwanzigsten September 1812 und die mit ihr verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit. Für mich waren diese Kriegsbegebenheiten genugthuend; sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zur Anerkennung, daß ich Soldat sei. Er bestimmte, daß ich ein eigenes Corps führen sollte, und setzte mir mit dem Offizierkreuz der Légion d'honneur eine Dotation von zwanzigtausend Franken Renten aus; General von Krusemark und der Graf Saint-Marsan werden Eurer Durchlaucht damals die Anzeige davon gemacht haben. Beide sind noch lebende Zeugen; mir wurde die Bekanntmachung davon offiziell durch den Marschall Macdonald.

Wenn der Sieg des preußischen Corps in Kurland für Napo-

leon damals von Wichtigkeit war, indem durch ihn der ganze Belagerungtrain und hundertzehn Kanonen gerettet wurden, so ist auch die Anerkennung und Belohnung dafür wahrhaft königlich; und ich frage Eure Durchlaucht, was ich wohl nach diesem Maßstab und nach Dem, wie Napoleon seine Generale belohnte, zu erwarten hatte, wenn ich seiner Sache anhing und mich in seine Politik gefügt hätte. Die Beantwortung dieser Frage, die ich von Eurer Durchlaucht erwarte, ist wichtig für meine Persönlichkeit, denn sie stellt meine Uneigennützigkeit in ein helles Licht.

Mein Benehmen vor, während und nach der großen Begebenheit in Rußland ist Eurer Durchlaucht hinlänglich bekannt. Ohne Anmaßung glaube ich sagen zu können: Alles was ich that, war gut und mit kalter Vernunft berechnet. Mein letzter Schritt, der Abschluß der Konvention, war gewagt, aber entscheidend; entscheidend für den Staat, denn bei der Ohnmacht, in der die Russen an dem Niemen ankamen, hing die Politik von Europa von der ersten Streitkraft ab, die aufgestellt werden konnte, und diese Streitkraft lag in meiner Hand. Die Vereinigung meines Corps mit dem von Macdonald war mehr als hinlänglich, um alle Russen, die sich näherten, zurückzuweisen. Zwei Tage vor der Konvention hieb meine Kavallerie die russischen Infanteriemassen nieder und nahm die Kanonen aus ihrer Mitte weg. Die russischen Corps konnten nicht einmal das Feld gegen Macdonald allein behaupten; sie wurden aus Tilsit hinausgeworfen und konnten seinen Rückzug, obgleich er keinen Mann Kavallerie hatte, nicht hindern. Was wäre also geschehen, wenn ich nicht that, was ich gethan habe? Ich frage Eure Durchlaucht, was hätte das preußische Kabinet thun müssen, wenn ich die Russen (was als mathematisch gewiß anzunehmen ist) bei Koltiniani und bei Tauroggen geschlagen hätte? Hätte nicht die ganze preußische Streitkraft, so wie die festen Plätze, in Napoleons Hand gelegt werden müssen? Hätte das österreichische Hilfscorps den Muth gehabt, einen Entschluß zu fassen, wenn ich nicht voranging? Was Anderes als mein Benehmen konnte verhindern, daß der Schauplatz des Krieges nicht wieder in unser schon ohnehin unglückliches Vaterland gelegt wurde? Und endlich, wenn der Schritt, den ich that, nachtheilig für unsere Politik gewesen wäre, war in diesem Fall nicht Alles so gestellt, daß mit dem Fall meines Kopfes der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten wieder freies Feld hatte? Eure Durchlaucht bitet ich, sich des Briefes zu erinnern, den ich damals an Seine Majestät schrieb und den Sie wahrscheinlich gelesen haben. Gewagt und kühn war also die ausgeführte That nur für meine Persönlichkeit, nie für den Staat.

Mit Stolz, mit Selbstzufriedenheit blicke ich auf jenen Zeitpunkt zurück. In einem Zeitalter, wo Eigennutz und Selbstsucht so sehr vorherrschend ist, habe ich das wohlthuende Gefühl, daß ich, ohne zu wanken, hingab, was mir in fünfundvierzigjährigem Dienst zu erwerben so sauer geworden war, nämlich meinen Ruhm, meinen Namen, mein Vermögen (denn schon hatte ich von dem Eroberer die Zusicherung jener Dotation von zwanzigtausend Franken Einkünfte). Alles gab ich preis; selbst meinen Kopf wagte ich für mein Vaterland, wenn sein Fall nothwendig war.

Daß ich im Lauf des jetzt beendeten Krieges das begonnene Werk mit aller Kraft durchgeführt habe, darüber wird der Neid selbst mir Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; daß ich aber manche Kränkung ertragen, daß ich nach blutigen, ehrenvollen Kämpfen, die ich durchgefochten, in den Hintergrund gestellt und daß ich die höchste Resignation zum Wohl des Ganzen überall bethätigt habe: davon kann ich Eure Durchlaucht nur durch mein auf Aktenstücken begründetes Tagebuch überzeugen, welches ich Ihnen, sobald meine Papiere herangezogen und geordnet sind, mitzutheilen nicht verfehlen werde. Immer treu dem Grundsatz, meine Persönlichkeit dem Interesse des Allgemeinen unterzuordnen, habe ich dieses Tagebuch noch nicht in Druck geben wollen. Manches würde dadurch in ein anderes Licht gestellt werden und manches Helleuchtende sich in dunklem Schatten verlieren. Bis zu diesem Zeitpunkt aber glaube ich doch Eurer Durchlaucht sagen zu müssen, daß ich keck Jeden auffordere, mir auf folgende Fragen zu antworten: Welches Corps war das letzte auf dem Schlachtfeld bei Groß-Görschen? Wer sammelte die preußischen Corps bei Frohburg und ordnete den Rückzug an? Wer deckte den Rückzug nach der Schlacht von Bautzen? Wer disponirte den Rückzug nach dem schlecht eingeleiteten Gefecht von Löwenberg? Wo ist die Disposition zur Schlacht an der Katzbach? Und wo die zu den Schlachten von Möckern und Laon?

Wenn Jemand auftreten kann, der mir sagt: Hier hat General York nur als braver Soldat geschlagen, hier hat er nur die Dispositionen befolgt, die ihm gegeben wurden, so bin ich der Ehrenräuber, der sich mit dem Verdienst eines Anderen brüstet, und ich selbst will mich zum Verlust der öffentlichen Achtung verurtheilen.

So steht die Sache. Das ist heilige Wahrheit, eine Wahrheit, die ich an das Licht stellen kann, so hell wie die Sonne, die am Firmament steht.

Größere Details über diesen Gegenstand würden dies Schrei-

den unnöthig verlängern; schon das Gesagte niederzuschreiben würde ich unterlassen haben, wenn Eure Durchlaucht mich nicht in London ausdrücklich dazu aufzufordern die Güte gehabt hätten. Ich habe dieser Aufforderung gewissenhaft und treu genügt und erlaube mir nur, Eurer Durchlaucht die Frage vorzulegen:

Ist es ungerecht und unbillig, wenn ich wünsche und erwarte, daß der Staat neben der Dotation, die Seine Majestät der König im Allgemeinen den fünf Generalen bestimmt haben, mir insbesondere einen Ersatz für die Dotation leistet, die mir von Napoleon schon bewilligt war, ehe noch die allgemeine Gelegenheit eintrat, sich Verdienste um das Vaterland zu erwerben?

Von Eurer Durchlaucht gerechter Beurtheilung erwarte ich die Prüfung dieser Frage sowie ihre Beantwortung und schließe mit der Bitte, die Gesinnungen der höchsten Achtung und treuesten Ergebenheit zu genehmigen, mit welchen ich stets zu verharren die Ehre habe

Eurer Durchlaucht
ganz gehorsamer Diener
(An Hardenberg; 1814.) Yorck.

III.

Papa hat mich heute äußerst glücklich gemacht, indem er mir das Eiserne Kreuz gegeben hat. Nur wünschte ich, es verdient zu haben; dann würde es mir noch viel mehr Freude gemacht haben. So kann ich es nur als eine große Gnade und als ein Andenken an diese Zeit betrachten. Indessen hoffe ich, noch Gelegenheit zu haben, mich dieser Auszeichnung würdig zu zeigen. Papa rief mir aus der anderen Stube zu, ich solle Plotho petersburger Zeitungen bringen; ich ging also rein, um sie zu holen; als ich wieder 'raus ging und so in die Zeitung 'rein sah, hielt er mir das Kreuz hin. Ich war ordentlich erschrocken; dann konnte ich aber meine Thränen nicht mehr verbergen, als ich ihm dankte; auch dafür, daß er gerade den heutigen Tag gewählt habe (den Geburtstag der Königin Luise). Er sagte, er habe es mit Fleiß gethan, um so mehr, da das Kreuz gerade heute vor einem Jahr gestiftet worden sei. Dann ermahnte mich Papa noch, in allen Stücken Fortschritte zu machen, wie er so oft und liebevoll thut, und gab mir noch seine Zufriedenheit wegen meines Betragens zu erkennen. Ein gutes Geburtstagsgeschenk für mich wäre Band zum Eisernen Kreuz, zum Rothen Adler (kleinen) und Georg-Orden. An der Medaille für den Krieg arbeiten wir jetzt Alle. Auf der vorderen Seite wird wahrscheinlich zu stehen kommen, rund herum oder auch nur halb

herum: Preußens tapferen Kriegern; in der Mitte ein halb Lorbei- und halb Eichenkranz. Auf der hinteren Seite wird ungefähr kommen: Gott war mit uns; ihm sei die Ehre. Aber ich bitte, hiervon nicht zu sprechen, weil es noch geheim sein soll und mir also sehr übel zu stehen kommen würde, wenn es durch mich 'raus käme. (Prinz Wilhelm von Preußen an seine Schwester Charlotte; aus Frankreich im März 1814.)

IV.

Malinka, ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimniß mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte, herzukommen und die Antwort hier zu hören. Am Montag früh kam ich durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard und Dinstag um Mittag war ich verlobt. Alles Nähere, das maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: „Ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w.", will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen achthundert Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen...

Zu dem großen Landtag in Berlin werde ich wohl nicht gewünscht werden, da ich in Pommern freiwillig ausgeschieden bin und hier die erwartete Vakanz nicht eintritt, indem der Oberpräsident Bonin selbst sein Licht als Redner glänzen lassen will. An und für sich würde ich der farce sehr gern beiwohnen; unter jetzigen Umständen ist es mir aber recht lieb, daß ich nicht brauche und dafür in Reinfeld sein kann. Vor dem zwanzigsten März kann ich hier wegen verschiedener Geschäfte nicht gut fortgehen, wenn auch das Wasser vorbei wäre, und dann hätte ich bis zum achten April nur Zeit und müßte am Ende bis zum Wollmarkt in Berlin sitzen; denn so lange, meint man, wird das Stück spielen, da die Provinziallandtage dieses Jahr ausfallen und dort zum Theil mit abgemacht werden.

(An die Schwester Malwine; 1847.)

Die Diplomaten sind hier sonderbare Käuze, die nach Hause berichten, was für Cigarren man raucht, nie aus der diplomatischen Fechterstellung kommen und auch im bloßen Hemde das

Bewußtsein, Bundestagsgesandter zu sein, niemals verlieren. Der gesellige Verkehr mit ihnen wird dadurch lästig und insipide. Meine Stellung ist hier eine lediglich zuschauerliche und ex post kritisirende, da die wichtigeren Sachen fertig aus Berlin kommen, die übrigen meist mündlich und gelegentlich abgeredet werden, was doch nur Einer besorgen kann. Von österreichischer Seite bemüht man sich, meine Ernennung zu hintertreiben; geschieht Das mit Erfolg, so werde ich vor Ablauf des Sommers die Freude haben, mich dem harmlosen ländlichen Leben zurückgegeben zu sehen, denn in meiner jetzigen Stellung fühle ich mich überflüssig und meine Ernennung nach Stuttgart oder so Etwas, für wie auszeichnend ich sie auch vor drei Monaten gehalten hätte, würde jetzt nicht viel Anderes als ein Testimonium meiner Unbrauchbarkeit für die hiesige Stelle sein, nachdem man die Absicht, mich als Bundesgesandten anzustellen, einmal auf glaubwürdige Weise ins Publikum gebracht und mir die bündigsten Zusicherungen von höchster Stelle darüber ertheilt hat. Außerdem weiß ich nicht, ob und wie weit ich mich mit unserer deutschen Politik identifiziren kann, wenn nicht der Hauptfaden durch meine Hand geht; jedenfalls will ich hier nicht Hütten bauen, ehe ich nicht selbständig und klar sehe und genau weiß, welche Stelle man mir der arroganten Pfiffigkeit unserer „ehrlichen Halters“ gegenüber zumuthet. . . Ich bombardire von hier aus, daß sie in der inneren Politik sich klar machen, wo sie hinauswollen, und sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Wenn sie die Stände zu weiter nichts als zu einem interimistischen Einschätzung-Organ aufrufen, so heißt Das mit Kanonen auf die Hühnerjagd gehen; und wenn sie nicht aufhören, die wichtigsten amtlichen Funktionen durch Leute üben zu lassen, denen ihr Amt nur eine Waffe gegen die Regirung ist, so können sie nichts durchführen. In acht Tagen kommt der Prinz von Preußen her; er hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste Ansicht, meine Ernennung sei eine Mediatisirung unter Oesterreich, nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner Person ganz ausgesöhnt. Im August erwarten wir den König hier auf dem Wege von Königsberg, wo er am Dritten eintrifft, nach Hohenzollern. Weißt Du keinen Finanzminister? Zuletzt wird Hermann mein Rabe wohl ruhig wieder eintreten. . . Die Besuche lassen mir keine Ruhe und ich mag die Thür nicht schließen, weil so oft schnell Durchreisende kommen, die man gern gesehen hätte. Seit ich an diesem Briefe schreibe, habe ich drei oder vier deutsche Kleinstädter, einen magyarischen Magnaten,

einen stockrussischen hazardspielenden Diplomaten, den alten Radziwill und einen berliner Geheimen Rath hier gehabt und sie alle in Unterhosen und dem Dir bekannten schwarzgelben Schlafrock empfangen, da ich noch jetzt, um vier Uhr, nicht zum Anziehen gelangt bin.

Ich benutze die Zeit, während eben so voluminöse wie insipide Abstimmungen über Regulirung des Vereinswesens verlesen werden, um Dir, lieber Bruder, einmal Nachricht von unserem Ergehen zu geben. Ich habe Dir zuletzt aus irgendeinem italienischen Neste einige Zeilen geschrieben, von denen ich nicht weiß, ob Du sie bei der fabelhaften Lüderlichkeit des piemonteser Postwesens erhalten hast. Ich wurde aus Genua durch Vorspiegelung wichtiger und dringlicher Geschäfte zurückcitirt, und da ich seit vier Wochen keine Zeitung gelesen hatte, hielt ich Alles für möglich, ließ Frau und Kinder zurück und reiste, mit Kolik behaftet, Tag und Nacht bis Frankfurt, wo ich schon merkte, daß es sehr thöricht von mir war, den diplomatischen Dienst mit militärischer Pünktlichkeit zu behandeln. Es war offenbar blos Futterneid hochgestellter Personen, die sich ärgerten, daß ich mich umhertrieb und sie nicht. Indessen gab mir meine Eile wenigstens noch Gelegenheit, die Jagd in Letzlingen mitzumachen und einigen inzwischen in Berlin aufgetauchten leichtsinnigen Projekten ein Bein zu stellen, die allerdings mir wichtig genug scheinen, um mich über meine Couriereile zu freuen, trotz mancher Noth, die ich vermöge meiner italienischen Bauchverfassung unterwegs erlitten habe...

Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem Diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Möge sich für uns Beide die Aehnlichkeit mit dem Diner dadurch vervollständigen, daß nach dem Braten nur noch süße Speisen folgen. Ich werde wahrscheinlich einige Wochen nach Kissingen gehen und dann ins Seebad; Leber und dickes Blut reden mir die Aerzte vor; um Fünf soll ich aufstehen und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürlichere Todesart vor, wenns einmal sein soll; le remède est pire que le mal... Die Oesterreicher sind sehr thöricht, daß sie Prokesch wieder hergeschickt haben; man sagt, Buol habe dringend gewünscht, ihn aus Wien los zu sein, und nichts Anderes gewußt als Frankfurt. Ich scheine der Einzige zu sein, der ihn verdauen kann; ich wünsche mir gar

keinen Anderen. Ueberhaupt ist dienstlich meine Stellung ganz meinem Geschmack entsprechend und die Vertheilung der Stimmen zwischen uns und Oesterreich jetzt, Gott sei Dank, eine andere als vor drei Jahren. In Berlin ist man seit Monaten fest und gut in der europäischen Politik und wird es hoffentlich bleiben, da allmählich auch die Gegner der bisherigen Politik sich bekehren.

(Aus Frankfurt an den külzer Bruder Bernhard.)

Hier in Petersburg habe ich einen Geschäftsverkehr, wie er so heftig hoffentlich nicht bald wiederkehrt. Die laufenden Sachen bestehen in dem polizeilichen und gerichtlichen Schutz von etwa vierzigtausend Preußen, die in Rußland leben, und in Besorgung preußischer Prozesse gegen russische Unterthanen. Man ist Advokat, Polizei, Landrath, Ersatz-Kommission für alle diese Leute und korrespondirt für sie direkt mit allen Behörden des russischen Reichs von Weichsel bis Ural. Ich habe oft über hundert Unterschriften den Tag. Da war wenig Zeit zum Briefschreiben; seit sie (Franzosen und Sardinier gegen die Oesterreicher) sich schlagen, kann man sich etwas erholen. Ich bin nur in großer Sorge, daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813 er von Oesterreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehen. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt- und der italienische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. Dann bricht der Tanz an allen Ecken los, auch im Orient und in Ungarn. Ich glaube, daß wir es in der Hand haben, den Krieg auf Italien einzuschränken und auch Oesterreichs deutsche Besitzungen davor zu sichern. Thun wirs nicht, so mag Gott ein Einsehen haben und uns den gesunden Menschenverstand wieder verleihen, der wenigstens unserer Partei für die Beurtheilung auswärtiger Verhältnisse abhanden gekommen sein muß, wenn die blödsinnigen Elukubrationen der Kreuzzeitung über die europäische „Situation" die Ansichten ihrer Leser ausdrücken sollten. Wenn wir Oesterreich zum Siege verhülfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitution-Edikt im Dreißigjährigen Krieg nicht gehabt hat; dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolph oder Friedrich den Zweiten, um uns erst wieder zu emanzipiren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen; und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, um unsre Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.

In Baden habe ich dem verrückten Attentat (Beckers) beinah beigewohnt. Ich suchte den König gerade auf der Promenade und fand ihn eine Viertelstunde nach dem Vorfall etwas verdrießlich

über das Aufsehen und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockkragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegensatz zu der entsetzten Umgebung, bestehend aus der Königin, Großfürstin Helene und deren Damen. Meine Abreise wurde dadurch noch einige Tage verzögert, so daß ich es nun sehr eilig habe. Bernstorff kommt an Schleinitz' Stelle, der Hausminister wird. London soll vor der Hand offen bleiben, setzt aber viel Begehrlichkeiten in Bewegung; die meinige nicht, ich bleibe lieber in Petersburg und ziehe ungern um. Beinah wär ich Minister des Innern geworden, aber die Sache hat doch sehr ihre Haken, besonders wegen der vielen schlimmen Landräthe, in die man einen ganz neuen Zug bringen müßte. Einstweilen bleibt nun das ganze Ministerium am Platz außer Schleinitz und ich richte mich für den Winter in Petersburg ein.

Meine amtliche Stellung ist bei allem äußeren Glanz dornenvoller als Jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähigkeit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Coulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitkraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eigenen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht Alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zuschüsse zu Selitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das Alles wohl ins Gleise bringen; ob zu richtigen Zinsen, Das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr werthvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85 000 Thalern, die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34 000 Reichsthaler netto, darunter 3500 Thaler Jagdpacht und 2 bis 3000 Thaler für Mahl-, Brau- und Brennzwang. Beides fällt künftig fort, das Zweite durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehen mir erst vom ersten Januar 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären 30 000 Thaler eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben. Dein treuer Bruder

(An Bernhard.) Bismarck.

Nation und Dynastie.

Ohne auf den Streit um den Begriff der Nation einzugehen, konstatire ich: daß Nation, Volk, Rasse immer als die natürliche Grundlage des Staates gegolten haben, daß die aus der bekannten Mischung entstandenen fünf großen Nationen des eigentlichen Europas Rassen sind, weil ihre Angehörigen gemeinsame körperliche und seelische Merkmale haben, in denen die Merkmale der gemischten Bestandtheile erkennbar sind, daß bei den Deutschen der Charakter des Hauptbestandtheils, den man an den Skandinaven beobachten kann, durch die Mischung mit Slaven und einer alpinen Urbevölkerung wenig alterirt erscheint und daß jede dieser fünf Nationen, sobald sie fertig war, einen mit ihr sich deckenden Staat erstrebt hat. Die „schweizer Nation" und die „österreichische Nation" sind Abnormitäten und können eine Regel des Verhaltens für andere Völker nicht bilden. Günstige geographische und geschichtliche Verhältnisse haben die drei westlichen Nationen ziemlich früh ans Ziel gelangen lassen, zuerst die Engländer, dann die Franzosen, dann die Spanier. In Italien wurde die Einigung, wie zuvor in Griechenland, durch die starke politische Anlage rivalisirender Städte, deren Macht später auf Fürsten überging, verhindert. Macchiavelli klagt (im zwölften Kapitel des ersten Buches der Discorsi) als Hauptschuldige die römische Kurie an (la Chiesa schreibt er und verleiht damit Klassizität dem falschen Ausdruck, der, zum Schaden der Kirche, diese Begriffsverwechselung verewigt); sie sei nicht stark genug gewesen, ganz Italien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, aber doch stark genug, ihre Unabhängigkeit dadurch zu behaupten, daß sie fremde Mächte ins Land rief, so oft sie sich von einem italienischen Staat bedroht sah. Daß Deutschland statt eines Einigung- einen Auflösungprozeß erlebte, daran waren schuld: die stark ausgeprägte Eigenart der deutschen Stämme; das aus der Naturalwirthschaft hervorgegangene Feudalsystem, das Territorialstaaten entstehen ließ; die im Mittelalter schwer zu überwindenden großen Entfernungen der Glieder des alten Reiches von einander; die centrale Lage, die jeden der Grenzstaaten zu einer durch Beziehungen zu ausländischen Nachbarn gebotenen Sonderpolitik zwang; vom sechzehnten Jahrhundert an kam, als Vorwand oder als wirklicher Entzweiungsgrund, die kirchliche Spaltung hinzu.

Als sich nun zuletzt dennoch das Einigungstreben mächtig regte, ward der Widerstand dagegen nicht wenig durch eine ideale Empfindung verstärkt: durch die altdeutsche Tugend der Mannen-

treue, die in der modernen Form der Anhänglichkeit an Dynastien zum politischen Laster wurde. Sie wirkt heute noch im Westen wie im Osten fort. Im Westen erhält sie eine Anzahl überflüssiger Kleinstaaten am Leben. Der Bundesstaat hat an sich große Vorzüge vor dem Einheitstaat, nur könnte er, sollte man meinen, vernünftiger gestaltet werden: jeder der großen deutschen Stämme sollte seine Kulturangelegenheiten für sich besorgen, unabhängig von der Centralgewalt, der die Landesvertheidigung, der Verkehr, die wirthschaftlichen und sozialen Angelegenheiten obliegen. Danach müßte es keine Miniaturstaaten mehr, sondern nur noch einen preußischen, einen brandenburgisch-pommerschen, einen schleswig-holsteinischen (einschließlich Mecklenburg), einen schlesischen, einen sächsischen (im Umfang des alten Kurfürstenthumes Sachsen), einen hannoverschen, einen westfälischen, einen rheinfränkischen, einen hessischen, einen allemannischen und einen bayerischen Staat geben. Die Anhänglichkeit an die Dynastie ist heute wohl nur noch Maske des Stammespartikularismus: der Monarch wird geschätzt, weil er die Fortdauer des Sonderstaates verbürgt; nicht die Anhänglichkeit an die Welfen erhält das Welfenthum am Leben, sondern die Abneigung der Hannoveraner gegen Preußen, von dem sie sich ihre Eigenart nicht wollen rauben lassen. Indeß, da an die Durchführbarkeit dieses Neugestaltungplanes nicht zu denken ist, wollen wir dieses scheinbar Vernünftige als ein bloß Ervernünfteltes bei Seite lassen; wir können das auch leichten Herzens, weil das Dasein von einem Dutzend winziger Scheinsouverainetäten nur ein Schönheitfehler am neuen Reich ist, der weder der Politik noch der Verwaltung ernsthafte Schwierigkeiten bereitet.

Im Osten aber hindert der Legitimismus die Wiedervereinigung der Deutschösterreicher mit dem deutschen Volkskörper. Legitimismus wird das Dogma genannt, für dessen Ausbildung die deutsche Mannentreue benutzt worden ist: die Ansicht, daß der Dynastie die Herrschaft über das Land, in dem sie regirt, bis zum Jüngsten Tage gehöre; eine Ansicht, die aus der Feudalität erwachsen ist, aus der Zeit, wo die fürstlichen Territorien Landgüterkomplexe, also Privateigenthum waren. Und nachdem einige Bischöfe und Monarchen aus frommer Demuth das Dei gratia ihrem Amtstitel vorangesetzt hatten, entwickelte sich aus dieser Formel durch Mißdeutung die Idee des Gottesgnadenthumes, die den Anspruch der Dynastie auf den ewigen Besitz ihrer Herrschaft heiligte und unantastbar machte. Heute hält nun Niemand mehr das Staatsgebiet für das Eigenthum der Dynastie; dem Volk,

der Nation gehört es: und darum hat das Volk auch über die Regirungform und über die Besetzung des höchsten Staatsamtes zu entscheiden. Wählt ein Volk die republikanische Form, so wird die neue Republik von allen Mächten, auch den monarchischen, anerkannt. Der Legitimismus und das mystische Gottesgnadentum sind keine Rechtsinstitutionen mehr. Der Deutsche zieht die Monarchie vor, nicht als Legitimist, sondern, weil sich die Besetzung der höchsten Stelle im Staat durch Erbgang besser bewährt hat als der oftmalige Wechsel und die Wahl des Staatsoberhauptes. Und der Deutsche weiß den Werth einer tüchtigen Dynastie zu schätzen. Ist er fromm, so fühlt er sich Gott zu Dank verpflichtet für diese Gnadengabe. Das ist ungefähr das Gegentheil von dem Gottesgnadenthum, das in der Einbildung des Monarchen besteht, Gott habe aus Gnade ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten das Land als Eigenthum verliehen, das seinen Ahnen ein König zu Lehen gegeben hatte. Der verständige Deutsche macht also nicht die Thorheit, eine bewährte Dynastie zu verjagen und sich eine Republik beizulegen. Aber die Vernunft würde in Unvernunft umschlagen, wenn er um der Erhaltung einer Dynastie willen den Staatszweck und den politischen Bestand der Nation preisgeben wollte, was geschehen würde, wenn er eine Dynastie fortregiren ließe, die der nationalen Einigung hartnäckig widerstrebt. Man sucht, trotz 1866, den Legitimismus mit der Behauptung zu retten, den Fürsten sei erlaubt, was göttliches Gesetz den Völkern verbiete; nur Fürsten dürften auf Grund des Kriegsrechts andere Fürsten absetzen und deren Länder annektiren. Die hessischen und hannöverschen Sonderlinge, die aus fanatischer Schwärmerei fürs unverjährbare fürstliche Erbecht die Weltgeschichte zurückschrauben wollen, haben ganz Recht, wenn sie diese sophistische Unterscheidung nicht gelten lassen. Entweder jede Dynastie hat ein unantastbares Besitzrecht: dann darf es auch der König von Preußen nicht antasten; oder sie hat es nicht: dann darf auch die Nation thun, was ein preußischer König als Vollstrecker ihres Willens gethan hat; um der Ordnung willen ist es in solchen Fällen allerdings besser, die Nation handelt durch ihr Oberhaupt als ohne oder gegen dieses.

Durch legitimistische Bedenken also dürfen sich die Deutschen diesseits und jenseits von den Sudeten von der Wiedervereinigung nicht zurückschrecken lassen. Man hält den Großdeutschen entgegen: das Grundgesetz des politischen Nationalismus fordere nicht, daß die Grenze des Staates genau mit der Sprachgrenze zusammenfalle. Sehr richtig; aber es ist thöricht, die zwölf Millionen Deutschen der Donaumonarchie auf eine Stufe zu stellen

mit der Irredenta im Trentino und im Litorale; doppelte Thorheit, weil es sich nicht nur um eine so große Menschenzahl handelt, sondern auch um ein Land; ein Land, das eine Schöpfung deutscher Kulturarbeit und die Heimath großer deutscher Genien ist; ein Land, das aus militärischen und wirthschaftlichen Gründen als integrirender Theil zum deutschen Vaterland gehört, welches durchs Herausschneiden dieses Theils, wie ein Blick auf die Landkarte lehrt, grausam verstümmelt worden ist; ein Land, das dem Deutschen den Zugang zum Mittelmeer erschließt und zu den Brücken, die in sein Kolonialreich hinüberführen. Oft wurde behauptet, die Angliederung Cisleithaniens ans Deutsche Reich würde eine Schwächung des Deutschthums bedeuten, weil dann die jetzt vor der Donaumonarchie gebundenen Nationalitäten unter die Herrschaft Rußlands gerathen würden; ich fordere aber gerade, daß sich die (einerlei, in welcher Form) geeinten Deutschen die Oberhoheit über alle Westslaven sichern.

Mit Alledem will ich nicht etwa die Verjagung der Habsburger durch eine von Schoenerianern zu unternehmende Revolution empfohlen haben. Ich schätze die Habsburger sehr hoch, wegen ihres Charakters, wie wegen ihrer Verdienste um Deutschland; und ich bin kein Freund von Gewaltsamkeiten und Katastrophen. Ich will die Entwickelung ihren natürlichen Verlauf nehmen lassen und wünsche, daß die Habsburger dabei nicht allzu schlecht fahren. Aber da bei der Entwickelung menschlicher Zustände doch eben menschliches Wollen und menschliche Ueberlegung mitwirken, so möchte ich Etwas dazu beitragen, dieser Mitwirkung die rechte Richtung zu geben, indem ich die Ueberzeugung zu verbreiten suche: jede deutsche Politik, die nicht Großdeutschland als nächstes Ziel ins Auge faßt, ist verkehrt orientirt, und sollte sich die Dynastie der Habsburger als ein Hinderniß in den Weg stellen, dann dürfen legitimistische Bedenken auf dem Weg zum Ziel nicht aufhalten. Sollte, sage ich, denn es muß nicht etwa so sein. Es ist sogar möglich, daß die Dynastie, deren Lage von Tag zu Tag unbequemer wird, sich durch engsten Anschluß an das Deutsche Reich zu retten suchen wird, wie denn auch jetzt schon viele Deutsche Oesterreichs, an ihrer Kraft zur Selbsthilfe verzweifelnd, nach Hilfe von außen schauen. Die Italiener haben es nicht zu bereuen, daß sie den Muth hatten, mit ihren Angestamenten aufzuräumen; nach einer schweren Uebergangszeit sind sie (nicht zu gedenken der Befriedigung ihres nationalen Ehrgefühls) in einer viel besseren Lage als ihre Väter und Großväter unter den alten Regirungen.

Da ich Macchiavelli erwähnt habe, füge ich noch bei, daß

ihn vor einiger Zeit Martin Hobohm in der „Frankfurter Zeitung“ gegen die preußische Polen- und Dänenpolitik angerufen hat: innere Feinde vernichten oder versöhnen, nicht einen Mittelweg einschlagen, am Allerwenigsten den elenden der Chicanen; in einer eroberten Provinz alle zu ihrer Behauptung nothwendigen Grausamkeiten rasch verüben, dann aber Milde walten und sich davon nicht abbringen lassen, räth die Weisheit des großen Florentiners, den die Staatsmänner viel zu wenig studiren.

Diesem Nachtrag zum ersten Polenartikel füge ich noch einige Ergänzungen des zweiten bei. Lists Programm: die Besiedelung des Balkan durch Deutsche, ist durch die letzten Ereignisse doch nicht so undurchführbar geworden, wie es mir im Juni schien. Die Kriege haben das Land so entvölkert und wirthschaftlich geschwächt, daß finanzielle Hilfe allein nicht genügen wird, die Wunden zu heilen; ein mäßiger Zufluß von Menschen, natürlich tüchtigen Menschen, also Deutschen, wird den Balkanvölkern sehr dienlich sein. Ferner erinnert mich eine staatswissenschaftliche Abhandlung in den „Grenzboten“ daran, daß meine Unterscheidung der Staaten in solche, für die es Thorheit und Verbrechen sein würde, Krieg gegen einander zu führen, und in solche, die sehr leicht mit einander sowohl als mit einem der Kulturstaaten in Krieg gerathen können, längst vom Völkerrecht anerkannt ist. Dieses Recht scheidet die Gemeinschaft der Kulturmächte, die im Verkehr mit einander an Regeln und Pflichten gebunden sind, von den übrigen Staaten oder Völkern, denen gegenüber solche Rücksichten nicht zu beobachten sind. Man kann den Unterschied definiren: das Prozeßverfahren der Barbaren ist im privaten wie im Staatenverkehr der Hieb und der Schuß; die Staaten dagegen, die innerlich befriedet sind, so daß gewaltthätige Selbsthilfe als Verbrechen gilt, haben auch ihre internationalen Zwistigkeiten vor einem Schiedsgericht statt mit der Waffe zu schlichten. Der Fall, daß einer von ihnen zu den Waffen greifen muß, weil andere ihn überfallen, ist bei der von mir beschriebenen heutigen Lage nicht leicht denkbar. Nur in der Umgrenzung der Kulturstaatengemeinschaft weiche ich von den Diplomaten ab. Diese haben die Türkei in die Gemeinschaft aufgenommen, die aber nicht hinein gehört, eben so wenig wie die übrigen Balkanstaaten, denen mörderische Selbsthilfe noch als der natürliche Zustand gilt; sie sollten der Gemeinschaft nur als Schützlinge Oesterreichs oder der vereinigten Mächte Deutschland und Oesterreich angegliedert werden; für ihr Wohlverhalten hätten sich die Schutzmächte zu verbürgen.

Dann habe ich einen Irrthum einzugestehen. Ich hatte geschrieben, die deutschen Landarbeiter in den östlichen Provinzen würden von den Russen und Galiziern nicht verdrängt, sondern diese würden nur hereingerufen, um die Lücken zu füllen, welche die abgewanderten Deutschen ließen. Nun hat der Amtsrath Kayser im Maibande des Jahrbuchs der Deutschen Landwirthschaftlichen Gesellschaft einen Vortrag veröffentlicht, in welchem er sich schuldig bekennt, als junger Anfänger zur Abwanderung der Deutschen aus seiner Gegend den Anstoß gegeben zu haben. Seine Arbeiter hätten eine Lohnerhöhung gefordert; er habe sie nicht bewilligt, sondern russische Wanderarbeiter berufen, die damals billiger waren (jetzt seien sie es nicht mehr). Als er nun vor sechs Jahren den noch vorhandenen deutschen Tagelöhnern, um sie zu halten, angeboten habe, sie seßhaft zu machen, seien diese darauf nicht eingegangen; sie hätten gesagt: sie seien ja nicht davor sicher, daß er bei vorkommender Gelegenheit wieder Ausländer annehme; dann verlören sie den Tagelohn und wären an die kleine Scholle gebunden, von der allein sie doch nicht leben könnten. Rittergutsbesitzer scheinen also in der That durch ihr Verhalten zur Abwanderung den Anstoß gegeben oder wenigstens sie befördert zu haben. Doch ist ja der Zug vom Dorf in die Stadt eine ganz allgemeine, nicht auf Ostelbien beschränkte Erscheinung, die überall und immer eintritt, wo und wann Volksbildung und sogenannte Kultur auf dem Dorf verbreitet werden und der Verkehr (sammt dem Militärdienst) die Landleute das Stadtleben kennen lehrt. Das unkluge, unsoziale und unpatriotische Verhalten einzelner Rittergutsbesitzer ist darum nicht als die einzige oder Haupt- und Grundursache, sondern nur als eine Mitursache des Uebels anzusehen.

Endlich will ich natürlich nicht, daß über die äußere Kolonisation, wenn sie einmal in Gang kommen sollte, die innere vernachlässigt werde, und wünsche darum Verbreitung in weitesten Kreisen den Vorschlägen, die Dr. Georg Wilhelm Schiele in Naumburg macht.*) Alle Vorschläge dieses warmherzigen, mit scharfem, nüchternen Verstand und klarem Blick für Wirklichkeiten ausgerüsteten Patrioten und Menschenfreundes beruhen auf

*) Eine Sammlung seiner Aufsätze ist als Heft Nr. 12 „Ueber innere Kolonisation und städtische Wohnungfrage“ im Verlag des Schutzverbands fur deutschen Grundbesitz erschienen. Nebenbei: Das hier über eine Zertheilung Deutschlands in Stammstaaten Gesagte war schon gesetzt, als im Berliner Tageblatt der osnabrücker Pfarrer Dr. Pfannkuche einen ähnlichen Gedanken aussprach.

reichen Erfahrungen, die er aus seiner Praxis als Arzt und Stadtverordneter zu schöpfen Gelegenheit hatte. Zum Schluß die Bemerkung, daß leider, was auf der einen Seite durch innere Kolonisation gewonnen wird, an anderen Stellen durch die moderne Form des Bauernlegens verloren geht. So kaufen, wie eine Zuschrift an die „Schlesische Volkszeitung" klagt, in den Kreisen Münsterberg und Nimptsch ein paar Magnaten Bauerngüter in solcher Zahl zusammen, daß wohlhabende Dörfer ganz verschwinden. Giebt es dagegen keine gesetzliche Hilfe?

Neisse. Dr. Karl Jentsch.



Schmoller als Lehrer.

Schmoller als Politiker ward in der „Zukunft" schon gewürdigt. Hier ist angestrebt, ihn als Lehrer zu zeigen.

„Im Folgenden übergebe ich der Oeffentlichkeit den Versuch, in grundrißartiger Form zusammenzufassen, was ich seit sechsunddreißig Jahren in meinen Vorlesungen über allgemeine Volkswirthschaftlehre vorzutragen pflege. Nach fast siebenzehn Jahren überwiegend angestrengter archivalischer Arbeit überfiel mich eine Sehnsucht nach der Beschäftigung mit den großen allgemeinen Fragen unserer Wissenschaft. Ich spürte, daß ich mir Klarheit in diesen Fragen verschaffen müßte, gerade um auch das Detail der archivalischen Forschung zum höchsten Ertrag zu bringen. Meine alte Liebe zu philosophischen und psychologischen Studien war mit neuer Kraft erwacht. Ich fühlte, daß vor Allem meine Vorlesungen dadurch sehr gewännen, daß die stärkste Anspannung der geistigen Kräfte doch bei der Vorbereitung auf die Vorlesung stattfinde, daß meine besten allgemeinen Gedanken mir dabei kämen, daß deshalb auch der Versuch, Das zu fixiren, was ich den Studirenden sage, berechtigt und heilsam sei, obwohl er den Autor nöthigt, die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkt seiner geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen." So begründete Schmoller um die Jahrhundertwende die Herausgabe seines „Grundriß der allgemeinen Volkswirthschaftlehre". Man sieht: die Vorlesungen sind ihm treibende Kräfte. Nicht nur im äußeren Sinn ist er Dozent vor

dem Autor. Ueber vierzig Jahre (mit siebenundzwanzig ward er Ordentlicher Professor) übte er das Lehramt, ohne je in seinem inneren Antheil zu erlahmen.

Schulte im Hofe schuf zu Schmollers siebenzigstem Geburtstag eine Steinradirung des Altmeisters; Schmollers beste Wesenheit trifft sie. Allzumenschliches ausgelöscht von bewußtem Wollen. Den spürenden Forscher, den rastlosen Arbeiter, den spendenden Lehrer bannte der Künstler mit dem Blick für das Wesentliche, für die Quintessenz der Persönlichkeit. Den Schmoller gab er, der vortrug, erfüllt vom Gegenstand, beseelt vom Wunsch einprägsamen Wirkens. In der großen Aula oder im engen staatswissenschaftlichen Seminar: stets drängten sich die Hörer.

In süddeutscher Klangfarbe spannen sich die weitausholenden, sicher sich vollendenden Perioden. Langsam, bedächtig, sonder Erregung. Kaum unterbrach je ein stärkerer Tonfall den gleichmäßigen Redefluß, kaum je ließ eine heftige Geste die ruhig taktirende Hand stärker schwingen. Hier sprach Jemand, der über einen gewaltigen, glänzend geschichteten Stoff souverain verfügt, dessen Wissen eine gefaßte Weltanschauung fest untermauert. Lehrer und Gelehrter im guten Sinn beider Worte. Lehrer: dem Sämann gleich, der aus vollen Händen reiche Saat streut. Gelehrter: der an stets erneuter Quellenforschung originales Denken bietet. Die Schöpferfreude gab diesen gelassenen Vorlesungen das pulsirende Leben und die eigene Heiterkeit, die an den Reiz alpiner Spazirgänge erinnert, wo man hoch oben, mit weiten Ausblicken, so still und sicher schreitet wie selten in der Ebene.

Schmoller besitzt den Fleiß des Genies. Auch die Zeit für sein Kolleg bemaß der Vielbeanspruchte überaus reichlich. Der Erste zu Semesterbeginn, der Letzte am Schluß; peinlich hielt er seine Unterrichtsstunden ein. Trotzdem: „Alle meine Vorlesunghefte enthalten den doppelten oder dreifachen Umfang Dessen, was ich vortragen konnte.“ Als geborener Lehrer resumirte er oft. So straften gelegentliches Abschweifen des Hörers kaum je unausfüllbare Lücken. Fast mühelos ward er für selbstständige wissenschaftliche Arbeit gerüstet. Namentlich auch im Seminar, beim Lesen von Quellen und Gesetzestexten. Dem Psychologen bot sich dort ein noch interessanteres Studium: Schmoller selbst. Im Seminar gab er sich freier als im Kolleg. Bei guter Laune fand er Ziele für seine Bosheiten; in Grund und Boden konnte er seine Opfer lächeln. Bei schlechter Laune verriethen herbe Ausfälle die Gefahr seiner Ungnade, verrieth Gereiztheit über Widerspruch den eingeborenen, nur gedanklich überwundenen Autokraten. Wider-

willen gegen Unterbrechungen beleuchtete wurzelechte Selbstherrlichkeit. Zu seinen üblichen Redewendungen gehörte: „Hat Jemand hierzu Etwas zu bemerken?" Dann, ohne Hauch einer Pause, ohne leiseste Möglichkeit der Beantwortung dieser rhetorischsten aller Fragen: „Ist Das nicht der Fall, so fahre ich fort."

War gleich seine Richtung unverkennbar, so trifft doch der oft geäußerte Vorwurf: er habe „Richtungen gezüchtet", nur höchst bedingt zu. Er unterschlug, auch darin ganz Gelehrter, nie eine Wesensseite des Gegenstandes, kehrte die Medaille um und um bis zur ermüdenden Gewissenhaftigkeit, bis zur Blässe angestrengten Objektivismus. Als Häuptling der „historisch-ethischen" Auffassung ökonomischen Geschehens machte er Schule wie jede starke Persönlichkeit. Meist sogar im guten Sinn redlich-nützlichen Kärrnerthumes. Aber aus Schmollers Seminar zogen auch die unabhängigsten, geistig selbständigen Professoren, die Bahnbrecher neuer Erkenntniß und Forschungmethode.

Ein Wort muß über seine Stellung zum Frauenstudium gesagt werden. Die Volkswirthschaft (noch die zünftigste) erwies dem Weib früh Gastlichkeit. Neben sachlichen Gründen mag persönliche Entscheidung führender Nationalökonomen betheiligt sein. Schmoller hat Beatrice Webbs „Englische Genossenschaftbewegung" hoch gewerthet. Vielleicht bestimmte ihn dieses Werk, Arbeiten von Anfängerinnen auf ihre Tauglichkeit für sein Jahrbuch zu prüfen. Sein Scharfblick erkannte Elisabeth Gnauck-Kühnes soziologische Begabung; mit sicherer Hand wies er der Suchenden gemäße Bahnen. Auch mich, die ich seiner Auffassung ferner stand, eine gänzlich Unbekannte zu ihm kam, berieth er in werthvollster Art. Auf die einzige Empfehlung einer Erstlingarbeit hin erschloß er mir, wie sein Jahrbuch, Universität und Seminar. Solche an einem Mann seiner Generation bewundernswerthe Hilfbereitschaft kam sicher nicht aus einer Vorliebe für das Frauenstudium, sondern war durch ein feines Gehör für Zeiterfordernisse erwirkt. Schmoller widerstrebt jeder nur gefühlmäßigen Zurücksetzung. Als einzige Frau unter fünfzig Studirenden empfand ich seinen ungewöhnlichen, jede Befangenheit bannenden Takt.

Es ist am letzten Semestertag, am Schluß eines besonders ausgedehnten Kollegs. Da freut sich Schmoller an der Vollzahl der Hörer, namentlich auch der Hörerinnen. Zum ersten Mal beginnt sein Dank an die treue Schaar nicht mit den Worten „Meine Herren"; diesmal heißt die Anrede: „Meine Damen und Herren." Wüthendes Gescharre und Getrampel. Schmoller übertönt den Lärm. Erneutes Getrampel; zornige Zurufe. Den überlegen

lächelnden Blick in die Menge gebohrt, wiederholt der Bändiger hallend die Anredeworte; wiederholt sie bis zum völligen Verstummen des Aufstandes; schleudert sie nochmals in die erzielte lautlose Stille. In seinem Lächeln liegt Drohung: Hütet Euch!

Man sagt, daß Schmoller ein gefährlicher Gegner sei. Doch über die Person stellt er stets wohl die Sache.

Mit der Bewußtheit des wesentlich unnaiven Menschen giebt er eine Selbstanalyse seines Lehrerthumes, die ins Schwarze trifft: „Die Gesichtspunkte, welche mich bei meinen Vorlesungen beseelen, sind immer die gewesen: so anschaulich zu sein, daß Der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erfassen kann; den Studirenden neben den allgemeinen gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie sich selbst ableiten kann. Ich weiß wohl, daß es auch eine andere Methode giebt, daß sie zum Theil für den Anfänger vorzuziehen ist. Auch in der Nationalökonomie (und gerade auch in der historischen) wird eine konstruirende Methode von mehreren meiner Kollegen mit Virtuosität gehandhabt: man geht von wenigen klaren Sätzen und Formeln, von präzisen Definitionen aus und bringt damit Einfachheit und Klarheit in Alles; ich möchte sagen, zu viel Einfachheit und oft nur eine scheinbare Klarheit. Ich fand im Leben immer, daß der Hauptfehler in der praktischen Anwendung staatswissenschaftlichen Wissens der sei, daß die der Universität Entwachsenen die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach halten; sie glauben, diese Erscheinungen mit wenigen Definitionen und Formeln bemeistern zu können. Meiner Auffassung und Anlage entspricht es, den Anfänger stets auf die Komplizirtheit und Schwierigkeit der Erscheinungen und Probleme aufmerksam zu machen." Dies ist Schmoller als Lehrer wie in seiner ganzen Wesenheit. Der Mann wägender Besonnenheit, dem Temperament kaum je die Richtlinien verwirrt; der bei aller Bedingtheit und Vielfältigkeit doch fest auf der wohlgerundeten Erde steht, der, überzeugt von der wissenschaftlichen Zuständigkeit sittlicher Werthurtheile, zum Firmament der Hoffnungen aufblickt.

Nach einem zu Glück und Erfolg gleichsam vorbestimmten Leben, schwindelfrei, unbeirrt vom Anrücken zweiflerischer Jugend, ragt er in eine auch im Soziologisch-Wirthschaftlichen filmartig zuckende Gegenwart. Helene Simon.

Volksschulordnung in Großberlin.

(Für die Oberklasse.)

Die Verschiedenheit der Lehrpläne und der Klassenzahl in den Gemeindeschulen von Großberlin bereitet der Bevölkerung beim Wechsel des Wohnsitzes und Aufsuchen von Lehrstellen so vielerlei Mißstände, daß eine Aenderung des Zustandes seit Jahren allgemein als nothwendig empfunden wird. Das Kultusministerium berief deshalb Anfang 1912 einen Ausschuß aus Vertretern der Aufsichtbehörden, der betheiligten Gemeinden und der Lehrerschaft, um die Aufstellung eines einheitlichen Lehrplanes für die Gemeindeschulen von Großberlin zu berathen. Die Verhandlungen wurden vertraulich geführt, die einleitenden Sätze des neuen Einrichtungplanes sind aber zur öffentlichen Kenntniß gebracht worden. Sie lauten: 1. Die Gemeindeschulen von Großberlin umfassen acht aufsteigende Klassen, jedoch ist bereits in der Klasse des siebenten Schuljahres wegen der aus dieser Klasse abgehenden Kinder ein Abschluß vorgesehen. 2. Es bleibt den Gemeinden von Großberlin überlassen, die Klassen von 8 bis 1 oder von 7 bis 1 und 1a zu zählen. Die acht Klassen der berliner Gemeindeschule sind also erhalten geblieben und werden auch in den Vororten, die bisher nur über sieben Klassen verfügten, zum Theil eingeführt. Dafür ist aber in der Klasse des siebenten Schuljahres ein Abschluß der Ausbildung vorgesehen; ganz allgemein, also auch in Berlin, wo er bisher fehlte. Dieser Einigungversuch wird ungetheilten Beifall finden.

Erheblichen Bedenken aber muß der zweite Satz unterliegen. Er trägt alle Merkmale der im Ausschuß herrschenden Meinungverschiedenheiten, geht aber ihrer Lösung aus dem Weg. Denn mit Sicherheit läßt sich voraussehen, daß Berlin bei seiner Benennung 8 bis 1 bleiben, die meisten Vororte aber ihre Klassen von 7 bis 1 und 1a zählen würden. Damit wäre die Verschiedenheit, die der Ausschuß endgiltig beseitigen sollte, amtlich festgelegt. Die unausbleiblichen Irrthümer bei den Kindern, die umgeschult werden, bei ihren Angehörigen und den Geschäftsleuten, die für zwei benachbarte Ortschaften Schulbücher und andere Lehrmittel vorräthig halten, mag mancher Lehrer gering einschätzen. Aber nie wird man über den Mißstand hinwegkommen, daß eine der wichtigsten Abgangsklassen in den Vororten als erste, in Berlin als zweite gezählt werden soll. Rund 7000 Kinder gehen jährlich in Berlin aus der Klasse des siebenten Schuljahres, der Zweiten, ab. Sie alle müßten beim Aufsuchen einer Lehrstelle hinter ihren Gefährten, die aus der gleich hohen Ersten Klasse des Vorortes abgehen, zurückstehen. Denn wenn man die Bevölkerung auch noch so oft über die verschiedene Klassenbezeichnung aufklärt, der Handwerksmeister, der kleine Kaufmann und Gewerbetreibende wird das Abgangszeugniß der Ersten Klasse höher bewerthen als das der Zweiten, ohne lange zu bedenken, ob das eine Zeugniß in Wilmersdorf, das andere in Berlin ausgestellt ist. Diese Ungerechtigkeit durfte nicht bestehen bleiben; und da im Lehr=

plan=Ausschuß keine Einigung über eine gleichmäßige Bezeichnung erzielt wurde, war es Recht und Pflicht des Ministeriums, die durchgehend gleiche Bezeichnung vorzuschreiben. Eine erneute Anfrage bei den betheiligten Gemeinden war zwecklos, denn deren Auffassungen waren in den Jahre lang gepflogenen Verhandlungen, zuletzt noch im Lehrplan=Ausschuß, zum Ausdruck gebracht worden.

Aber ließ sich die Einheitlichkeit nicht herstellen, indem man die berliner Zählweise allgemein vorschrieb? Gewiß: wenn es sich bei der Bezeichnung nur um eine gleichgiltige äußere Form handelte, wäre es billig gewesen, den Wünschen Berlins, das die meisten Schulen besitzt und in ihnen bereits acht aufsteigende Klassen eingerichtet hat, Rechnung zu tragen. Aber für die Entscheidung mußten innere Gründe maßgebend sein. Die Bezeichnung durfte nicht einer Ortschaft zu Liebe gewählt werden, sondern sie mußte dem neuen Unterrichtungplan entsprechen, die Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Jahrgänge und vor Allem den in der Siebenten Klasse vorgesehenen Abschluß zu richtigem Ausdruck bringen.

In der Festsetzung dieses Abschlusses ist die wesentliche Bedeutung der Neuordnung zu suchen. In ihr liegt das Zugeständniß, daß für die meisten Kinder, die von sechs bis vierzehn Jahren die Schulen besuchen, sieben aufsteigende Klassen die angemessene Zahl bilden, die sie ganz überwinden können. In der Verkennung dieser Thatsache durch Lehrervereine und Gemeindeverwaltungen liegt der Grundfehler, der bei der Erörterung der Frage gemacht wird. Der Satz „Für jedes Schuljahr eine besondere Klasse" klingt selbstverständlich, ist aber entweder nichtssagend oder irreführend. An seine Stelle hat der für alle Schulen gleichmäßig geltende Erfahrungsatz zu treten, daß für eine bestimmte größere Anzahl von Klassen eine Lebenszeit von mindestens einem Jahr mehr zur Verfügung stehen muß.

Von den Volksschülern treten in Berlin mehr als zehn Prozent wegen körperlicher oder geistiger Schwäche verspätet in die Schule ein. Ein großer Theil der Kinder wird dann gelegentlich durch eigene länger dauernde Krankheit oder durch ansteckende Krankheiten der Geschwister und Hausgenossen vom Unterricht fern gehalten. Andere werden durch mangelnde Begabung, unglückliche häusliche Verhältnisse und verfrühte Heranziehung zum Gelderwerb in ihrer geistigen Entwickelung so gehemmt, daß sie nicht alle Klassen in der vorgeschriebenen Zeit durchmachen. Thatsächlich erreicht nicht ganz die Hälfte aller Schulkinder die Erste Klasse und wenig mehr als ein Drittel macht sie ganz durch. Wollte man also einer nennenswerthen Mehrheit der Volksschüler eine auf acht Klassen vertheilte Ausbildung sichern, so müßte man sie neun und mehr Lebensjahre in der Schule behalten können. Für die höheren Schulen gilt das Selbe. Obgleich hier die häuslichen Verhältnisse ungleich günstiger liegen, wurde doch, wie, zum Beispiel, eine statistische Zusammenstellung des Jahres 1912 ergiebt, die Abiturientenprüfung im Durchschnitt nicht mit 18 Jahren, sondern auf

den preußischen Gymnasien mit 19,7 Jahren, auf den Realgymnasien mit 19,5 Jahren und auf den Oberrealschulen mit 19,6 Jahren abgelegt, das Einjährigenzeugniß auf den Realschulen nicht mit 15 Jahren, sondern erst mit 16,8 Jahren erworben. Ueberall ist also die Anzahl der Klassen geringer als die der Lebensjahre. Aber dieser Satz hat für höhere und niedere Schulen verschiedene Bedeutung. Denn die Schüler höherer Anstalten sind in ihrer Zeit kaum beschränkt; für sie ist es weniger wichtig, ob sie ein Jahr oder zwei auf die Schulzeit zulegen. Man kann deshalb getrost die Zahl der Gymnasialklassen nach erziehlichen und wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmen und den Eltern überlassen, wie viele Lebensjahre mehr sie ihren Kindern für die Schule zugestehen wollen. Bei den Schichten aber, aus denen die Volksschule ihre Zöglinge bezieht, ist die wirthschaftliche Nothwendigkeit, die Kinder so früh wie möglich ins Erwerbsleben zu führen, so zwingend, daß nur in Ausnahmefällen der Schulbesuch über die gesetzliche Zeit hinaus fortgesetzt wird. Auf hundert Kinder kommt in Berlin immer nur eins, das über das vierzehnte Jahr in der Volksschule bleibt. Man kann deshalb den Unterrichtsplan der Volksschulen nicht auf irgendein theoretisch erwünschtes System gründen, sondern muß als Ausgangspunkt die festbegrenzte Spanne von acht Jahren nehmen und danach die Klassenzahl für den Durchschnittsschüler um eins geringer bestimmen. Wenn der Gymnasiast durch einen Druck von gleicher Stärke, wie ihn die wirthschaftlichen Verhältnisse auf den vierzehnjährigen Volksschüler ausüben, im achtzehnten Jahre zum Verlassen der Schule gezwungen wäre, wenn etwa die Universität den Besuch der Vorlesungen davon abhängig machte, daß er die Reifeprüfung schon mit achtzehn Jahren bestanden hätte, so würde keine Behörde auf den Gedanken verfallen, zwölf aufsteigende Schulstufen einzurichten, sondern sie würde weniger Stufen anordnen, um nicht die Mehrzahl der Tauglichen von der Universität auszuschließen.

Die Mißachtung dieser Erfahrungthatsachen hat verschuldet, daß viele Zehntausende von berliner Volksschülern ins Leben treten mußten, ohne den Abschluß ihrer allgemein für erforderlich erachteten Schulbildung empfangen zu haben. Freilich pflegen manche Lehrer die abgeschlossene Schulbildung ja gern zu bespötteln; und auch die von der berliner Lehrerschaft im Jahr 1911 ausgearbeiteten Vorschläge für die neuen Lehrpläne wollen von einem Abschluß nach dem siebenten Schuljahr nichts wissen. Sie ordnen vielmehr den ganzen Wissensstoff in acht Stufen ein und legen auf die letzte Stufe gerade die wichtigsten Abschnitte, die jedes Unterrichtsfach erst beenden und krönen. Die Achte Klasse bringt zum ersten Mal in der Religion die Gleichnisse Jesu und die Bergpredigt, in der Geschichte die ganze Zeit nach Friedrich dem Großen, also die Französische Revolution, die Befreiungskriege und die Begründung des Deutschen Reiches. Alle diese wichtigen Abschnitte würden der Hälfte der berliner Volksschüler, da sie die Erste Klasse nicht erreichen,

vorenthalten und weiteren fünfzehn Prozent, die nur ein halbes Jahr der Ersten Klasse angehören, in Bruchstücken übermittelt werden. Dadurch wird der Werth und die Verwendbarkeit des Entwurfes, an dem die gediegensten Kräfte der Lehrerschaft gearbeitet haben und in dem reiche Unterrichtserfahrungen niedergelegt sind, wesentlich beeinträchtigt. Ohne in die Beschlüsse des Lehrplan-Ausschusses eingeweiht zu sein, kann man mit Sicherheit erwarten, daß die hervorgehobenen Abschnitte und andere gleich unentbehrliche der Klasse des siebenten Schuljahres zugewiesen sind, so daß dort ein Abschluß erreicht wird.

Hiernach läßt sich die Stellung, die der Klasse des siebenten und achten Schuljahres in dem neuen Einrichtungplan zukommen wird, richtig beurtheilen und danach die vom Minister festgesetzte Zählweise würdigen. Die Siebente Klasse ist die höchste, die von der Mehrzahl der Schüler vollständig durchgemacht wird; in dieser Siebenten Klasse findet ferner der Lehrstoff, den man den Volksschülern für das Leben mitzugeben sittlich verpflichtet ist, seinen Abschluß. Die Schüler, die aus ihr abgehen, haben ein Anrecht, auf dem Entlassungzeugniß die Bestätigung zu erhalten, daß sie ihre Pflicht gethan und ihre Schulbildung abgeschlossen haben. Die Klasse des achten Schuljahres nimmt nur eine kleine Minderheit körperlich und geistig besonders beanlagter Kinder für ein Jahr auf und bietet ihnen eine über das unbedingt Nothwendige hinausgehende Erweiterung und Vertiefung des Wissens. Diese bevorzugte Stellung wird treffend durch den Namen „Ia" oder „Oberklasse" bezeichnet. Ihre Schüler werden, wie sie es verdienen, über die des Durchschnittes herausgehoben, ohne daß Diese unverdient hinabgedrückt werden.

Die Berechtigung der neuen Stoffvertheilung und die Folgerichtigkeit der Zählweise steht also fest. Dennoch wurde die ministerielle Verfügung mit den Ausdrücken der Entrüstung als neues Glied in der Kette von Maßnahmen hingestellt, die die Volksbildung hinunterschrauben sollen. Zu der Schwere und Leidenschaftlichkeit dieser Beschuldigungen stehen freilich die sachlichen Einwände, die man einzeln angeführt hat, in auffallendem Gegensatz. Selbst wenn sie berechtigt wären, würden sie ziemlich bedeutunglos sein. Der Berliner Lehrer- und Lehrerinnenverein hat die vermeintlichen Gefahren der neuen Zählweise in einer Bittschrift an den Minister zusammengestellt und zugleich der Oeffentlichkeit vors Auge geführt. Alle aufgezählten Bedenken laufen auf die Befürchtung hinaus, daß die Bezeichnung der Achten Klasse als Oberklasse dazu führen müsse, sie allmählich ganz zu beseitigen und damit die achtstufige Gemeindeschule zur siebenstufigen, die bekanntlich minderwerthig sei, zu erniedrigen. Zunächst würde, wie die Eingabe meint, die freiwillige Ausdehnung des Schulbesuches über das vierzehnte Jahr allmählich ganz schwinden. Unter den rund 224 000 Kindern, die die Gemeindeschule besuchten, und den 25 000, die aus ihr abgingen, waren aber im Jahr 1911 nur 250, deren Schulpflicht von den Angehörigen verlängert worden war. Diese Zahl ist,

an sich betrachtet und mit den anderen verglichen, so gering, daß sie bei der Bedeutung der ganzen Frage gar nicht ins Gewicht fällt. Die Zahl hat übrigens in den letzten Jahren auch unter den bestehenden Verhältnissen ständig abgenommen und hängt nicht vom Schulsystem, sondern nur von der wirthschaftlichen Lage ab.

Auch die weitere Befürchtung, daß mehr Gesuche um vorzeitige Befreiung vom Schulunterricht einlaufen werden, sobald die Erste Klasse bereits nach sieben Jahren durchgemacht sein kann, ist belanglos. Denn der bloße Wunsch der Eltern genügt nicht, und da Schule und Aufsichtbehörde ihre Entscheidung nach den selben Grundsätzen wie bisher treffen werden, wird das jetzige Verhältniß, wonach unter den 224 000 Schülern etwa 2000 vorzeitig vom Unterricht befreit werden, unverändert bleiben.

Eine stärkere Entvölkerung der obersten Klasse als jetzt ist also nicht zu erwarten. Die selben Schüler, die unter den heutigen Verhältnissen die Erste Klasse erreichen, gelangen später auch in die Oberklasse. Ob jede Schule eine eigene Oberklasse besitzen wird oder ob bei geringerer Schülerzahl die Oberklassen benachbarter Schulen zusammengelegt werden: Das entscheidet später jede Gemeinde nach eigenem Ermessen. Berlin kann grundsätzlich in jeder Schule eine Oberklasse einrichten. Wenn aber in den Vororten mehrere Schulen eine gemeinsame Oberklasse besitzen und Berlin später (die Anschauungen wechseln ja) den selben Weg beschreiten sollte, so entstünde dadurch kein Schade. Eine ähnliche Einrichtung besteht auch an den höheren Schulen Berlins, wo auf vierzehn Realschulen drei Oberrealschulen kommen. Nicht nur wirthschaftliche Gründe, sondern auch unterrichtliche Erwägungen sprechen dafür. Bei kleinen Kindern kann allerdings die häufige Umschulung mitten im Schuljahr und mitten in der Aneignung des fortlaufenden Lehrstoffes mancherlei Schaden bringen; aber die beweglichen Klagen des Lehrervereins treffen auf die dreizehnjährigen Kinder nicht mehr zu. Die werden, nachdem sie in der Ersten Klasse den festgesetzten Abschluß ihrer Ausbildung erhalten haben, gemeinsam mit ihren begabtesten Klassengefährten, denen sie seit Jahren nah stehen, gern in die einige Straßenzüge entfernte Oberklasse einziehen, um dort ihre Kräfte mit den besten Schülern des Stadtviertels oder der ganzen Ortschaft zu messen. Ihre Lehrer hätten sie auch in der alten Schule zum großen Theil gewechselt, denn die Weiterführung von Klassen durch den selben Lehrer findet man meist nur unten, während für die obersten Klassen stets bestimmte, besonders kenntnißreiche Lehrer verwendet werden. Die einzelne Schule, der die Oberklasse fehlt, wird auch keineswegs die besten Schüler für sich in der Ersten Klasse zurückbehalten (was mit der Pflichttreue der Lehrer und Rektoren eben so wie mit den Aufsichtbefugnissen der Behörden unvereinbar ist), sondern sie wird ihren Ehrgeiz darein setzen, in die gemeinsame Oberklasse immer möglichst viele ihrer gut vorgebildeten Schüler zu entsenden.

Und nun möge zum Schluß noch ein Blick auf den Unterrichtsbetrieb dieser geplanten Oberklasse geworfen werden, damit man beurtheilen könne, ob sie den Vergleich mit der jetzigen Ersten Klasse zu scheuen hat. Berlin verfügte im Jahre 1911/12 über 620 Zweite Klassen, besaß aber nur 324 Erste Klassen. Deren Zahl ist deshalb so gering, weil zu Ostern und Michaelis bekanntlich eingeschult wird und diese Oster- und Michaeliscoeten bis zur Zweiten Klasse durchgeführt werden, aber nicht weiter. Dann werden beide Coeten fast durchgängig wegen der geringen Schülerzahl zu einer einzigen Ersten Klasse vereinigt, so daß diese Klasse zwei verschieden vorgebildete Abtheilungen enthält. Die zu Michaelis aus der Zweiten nach der Ersten Klasse versetzten Schüler treffen hier eine Abtheilung an, die im Sommerhalbjahr schon den Unterricht genossen hat, den sie selbst im kommenden Winter empfangen sollen. Ein gemeinsamer Unterricht beider Abtheilungen ist also, da der Lehrstoff fortlaufend ist, in vielen Fächern bisher unmöglich; und eine Abtheilung muß sich selbst überlassen bleiben, während der Lehrer mit der anderen arbeitet. Man braucht nicht Fachmann zu sein, um die Mängel dieser Unterrichtsweise zu erkennen, und mit Sicherheit darf erwartet werden, daß in den neuen Lehrplänen dieser Fehler vermieden und getrennter Unterricht an die einzelnen Abtheilungen der Oberklasse nicht mehr zugelassen wird. Die Aufgabe läßt sich gerade bei der neuen Eintheilung leicht lösen. Denn da in der Klasse des siebenten Schuljahres, der neuen Ersten, bereits ein Abschluß erreicht sein soll, bleiben der Oberklasse viele ausgewählte Abschnitte aus allen Wissensgebieten vorbehalten, die unabhängig von einander sind und deshalb mit beiden Abtheilungen gemeinsam durchgearbeitet werden können, nicht nur aus den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst, wo es bisher schon möglich war, sondern auch aus der Glaubenslehre und Kirchengeschichte, aus Bürgerkunde, Handel, Weltverkehr und Naturwissenschaft.

Bedeutet hiernach die neue Lehrstoffvertheilung und die ihr folgerichtig angepaßte Klassenbezeichnung wirklich einen Rückschritt in der Entwickelung des preußischen Volksschulwesens? Wenn man allen Erwägungen das Dogma voranstellt, daß die rein achtklassige Schule mit Abschluß nach der letzten Stufe das Ideal, jede andere Form minderwerthig sei, dann freilich muß die Frage bejaht werden. Ohne vorgefaßte Meinung ist sie zu verneinen. Auch sämmtliche Gemeinden von Großberlin werden, wenn die noch an einigen Stellen vorherrschende, von Lehrervereinen ausgehende Mißstimmung überwunden ist, die bleibenden Vorzüge des neuen Unterrichtsplanes dankbar anerkennen. Jedenfalls werden die Kinder, die aus der neuen Ersten Klasse abgehen, in ihrer abgeschlossenen Bildung denen der früheren Zweiten vorzuziehen sein. Wer aber der Oberklasse ein Halbjahr oder zwei angehörte, wird mehr Wissen in sich aufgenommen haben, als ihm in der bisherigen Ersten Klasse geboten war.

Wilmersdorf. Dr. Georg Heinitz.

Preußen.

Es wispert in Rheinsbergs Muschelsaal.
Die Pagen kichern und lachen.
„Seine Hoheit, Prinz Heinrich, sind heute so fahl.
Das giebt wieder reizende Sachen.
Heut kommt ja des Königs Majestät.
Da wird unserem Prinzen der Kopf gedreht.
Denn der König will mit ihm sprechen
Und ihm lustig die Wirbel brechen."

Prinz Heinrich ordnet das Puderhaar
Vor dem Spiegel im Bildersaal.
„Hier spielte er, als er noch Kronprinz war,
Und jetzt ist er Korporal.
Hier war er Genie. Jetzt kennt er nur Pflichten;
Jetzt weiß er nichts mehr von Träumen und Dichten.
Verweht ist die letzte Spur
Von Liebe, Geschmack und Kultur."

Am Nachmittag steht, durchgeistigt und blaß,
Der Prinz vor der Majestät.
In seinen Augen flimmert ein Haß;
Und der große König versteht.
Er sieht sich den Bruder prüfend an
Und endlich bricht er des Schweigens Bann.
Er folgt seiner Hunde Spiel:
„Ihr meditirt zu viel!

Verdrehtes Metier. Ich kenne Das.
Der See, diese Luft giebt Grillen.
Monsieur mon frère sind reichlich blaß
Und leben von Eisenpillen?
Das hat mich schon früh der Vater gelehrt:
Zwei Eisenkuren haben Werth:
Der Krieg, mon prince, und die Pflicht.
Das Andere schert uns nicht.

Ich fand mich ja auch in die Rolle hinein.
Ich sehe nicht mehr, was schön ist;
Ein König, Soldat, für den das Schrein
Der Blessirten das liebste Getön ist
Ah, blague . . . passé der Jugendtraum . . .
Jetzt spritzt mir der Krieg ans Haus den Schaum
Und würgt meine Monarchie.
Ein Lächeln ist Sanssouci.

Was Geist, was Kunst, Genie, Geschmack?
Schlagt tot! 's ist chamade und Last.
Zum Teufel mit Dichter- und Künstlerpack!
Pardon, ich glaube fast . . ."
Des Königs Blicke scheinen gebannt.
„Nicht wahr? Dies Haar? Diese weiche Hand?"
Er bleibt vor dem Bilde stehn . . .
„Eine reizende Dame. Von Pesne?

Der Blick ist Lenz, die Wange weich
Wie Pfirsich von Versailles.
Die Lippen! Von Pesne! Ich sah es gleich!
Und das Kleid à la rocaille . . ."
Da starrt Prinz Heinrich den Bruder an.
Er begreift und lächelt: „Sie sind ein Mann.
Noch ist es nicht zu spät.
Ich komme, Majestät."

Dann haben die Brüder nichts mehr gesagt,
Von Kunst nicht mehr gesprochen
Und haben sich auch nichts vorgeklagt
Und waren nicht gebrochen.
Sie ritten am Abend nach Berlin.
Dann mußten sie Beide nach Böhmen ziehn
Da sorgten die feindlichen Reiter
Für ihre Belustigung weiter.

Sie haben Sieg auf Sieg gesetzt
Und sprachen immer noch nicht.
Nur fanden sie zuallerletzt
Die harte Freude der Pflicht.
Sie wurden ernst und wurden still.
„Ein Jeder weiß jetzt, was er will."
Der König sprach es einmal;
Es war nach dem freiberger Thal.

Am Abend spielte leis in die Nacht
Der König ein Konzert.
Da hat am Feuer der Prinz gelacht.
Dann hat er sich nicht gesperrt.
Eine Thräne schlich ihm die Wange hinab.
Und er sprach in die Gluthen, scharf und knapp,
Den Text zur Melodie:
„Mourir . . . plaisir . . .
Pour la patrie,
Pour la patrie!"

Werner von der Schulenburg.

Mexikos Bankerot.

Der schwache Madero, der den starken Porfirio Diaz vom Thron gestoßen hatte, erfreute sich des amerikanischen Schutzes. Er fiel als Opfer der Anarchie und wurde durch den Thatmenschen Huerta abgelöst. Alle echten Mexikaner sehen in Huerta, dem schlauen und zähen Stammesgenossen Chingachcooks, den einzigen Mann, der wieder Ordnung schaffen kann. Aber die Staatsmänner in Washington betrachten Huerta als Rebellen und fordern seinen Rücktritt. Er wehrt sich, bleibt und sperrt dem europäischen Kapital die Zinsen. Europa zahlt die Kosten der washingtoner Politik. England und Frankreich sitzen auf einem Haufen mexikanischer Papiere; auf einem hohen, seit der (sonst nicht so gut berathene) Deutsche sich von seinen Mexikanern getrennt hat, als sie wieder einmal gestiegen waren. Niemand dachte an die Möglichkeit einer Zinsensperre. Mexiko hatte seit Jahrzehnten seine Coupons pünktlich eingelöst und war stark geblieben, als andere Staaten ihren Gläubigern schlimme Pein bereiteten. Argentinien, Brasilien, Portugal, Griechenland. Tempi passati. Die schwarze Liste, die vom Council of foreign bondholders geführt wird, gilt nicht mehr, seit die Vereinigten Staaten Centralamerika saniren. Nun aber macht Mexiko auf das weiße Blatt einen dicken Klecks. Die Erinnerung an die schönen Tage der Diazepoche wird wach. Man hört den Namen des besten Finanzministers, den Mexiko je hatte, Limantours; und jetzt ists blutiger Ernst. Als 1893, nach Silbersturz und schlechten Ernten, vom drohenden Bankerot gesprochen wurde, kam das Gerücht von den Baissiers und Alles ging schließlich gut. Mexiko zahlte seine Zinsen. Müssen wir auf die nächste Zahlung nun warten, bis die Yankees den Rio Grande überschritten und auf die Mauern Mexikos das Sternenbanner gepflanzt haben?

Die Einlösung der Januarzinsscheine war für die Zollanleihe von 1899 und für die innere Anleihe von 1885 gesichert worden. Zwei Wochen danach: Zinsensperre. Zunächst für sechs Monate. Aber in solchem Fall bedeutet eine Frist nicht viel. Dem Zusammenbruch der Staatsfinanzen war der Bankerot der National Railways of Mexiko, des größten Eisenbahnnetzes der Republik, vorangegangen. Der Januarcoupon der auch in Deutschland eingeführten 4½prozentigen Prior Lien Bonds konnte nicht eingelöst werden. Den Obligationären wurde vorgeschlagen, statt der Barzahlung sechsprozentige Notes mit dreijähriger Geltung, verbürgt durch Regirungbonds, zu nehmen. Diesem Anerbieten ist durch den Staatsbankerot die festeste Stütze entzogen. Aber den Besitzern der Bonds bleibt keine Wahl; bares Geld bekommen sie ja nicht. Das Kapital der National Railways of Mexiko, ein Stock von rund 800 mexikanischen Dollars, ist auf ein Drittel seines Werthes zusammengeschrumpft. Noch im Juni 1913 wurden von einem internationalen Konsortium, dem auch deutsche Banken angehörten, 6 Millionen £ 6prozentiger Goldnotes der National Railways

übernommen. Die Zeichnung erfolgte in Paris. Eine Zulassung in Deutschland war ausgeschlossen; die preußische Regirung wollte neue Mexikaner nicht an die Börse lassen. (Das war, nach Chicago-Milwaukee, der zweite Streich. Den dritten brachte der zehnte Januar 1914.) Anlaß: Galizien. Ist es nöthig, daß deutsche Börsen sich den Schuldverschreibungen eines Landes öffnen, das deutsche Waaren boykottirt? Gewiß nicht. Also war der Protest berechtigt. Und die Aktivlegitimation wurde durch die Vorbereitung der preußischen Schatzscheinemission erbracht. Um der Meinung vorzubeugen, das Handelsministerium sei gegen alle ausländischen Geschäfte, müßte es stets sagen, auf welche Scheibe der Pfeil abgeschossen war.)

Die National Railways sind nach nordamerikanischem Muster finanzirt worden. Ein Wolkenkratzer aus Werthpapieren. Durch die Verwässerung des Kapitals wurde die Ertragfähigkeit geschmälert; und der Krieg vernichtete die letzten Reste der Rentabilität. Wirthschaftgüter wurden nicht mehr befördert und die Bahn verlor einen großen Theil ihrer Strecken, Brücken und Wagen. Erst nach Jahren und mit dem Aufwand großer Geldmittel könnte der Bahnkörper geheilt werden. Besser als den National Railways erging es der Tehuantepec-Eisenahn, die ihr Netz weit vom Schuß hat. Güter- und Personentransporte bleiben ungehindert; und die Besitzer der (in Berlin notirten) Schuldverschreibungen dieser Bahn haben, außer dem Kursverlust, keine Gefahr zu fürchten. Wie viele Mexikaner in Deutschland liegen, läßt sich nicht errechnen; nur der Gesammtbetrag der in Berlin, Frankfurt, Hamburg eingeführten Anleihen und das Stück, das vom Kurswerth abgeschmolzen ist. Ohne die Schuldverschreibungen der National Railways hat man einen Stock von rund 875 Millionen Mark. Ein Kursrückgang von 30 Prozent ergiebt einen Verlust von 260 Millionen Mark. Das ist immerhin der Rede werth.

Die schlimmste Schädigung erleidet der mexikanische Kredit durch den Zusammenbruch der Währung. Diese Katastrophe trifft den Hauptnerv der mexikanischen Wirthschaft, den Außenhandel; denn die Republik kann ihre Güter nicht zu normalen Preisen an das Ausland verkaufen, so lange ihr Geld werthlos ist. Die feine Arbeit des klugen und gebildeten Limantour, der eine mitteleuropäischen Mustern nachgebildete Währung vorbereitete, ist zerstört. Huerta verbot, unter Androhung strenger Strafen, die Ausfuhr von Gold- oder Silbermünzen. Dadurch sollte die Metalldecke festgehalten und den Banknoten die erforderliche Schwere gesichert werden. Aber alle Gewalt hat das Edelmetall nicht im Land gehalten; und der mexikanische Silberpeso, der einen bestimmten und anerkannten Werth hatte, ist heute nicht viel mehr als ein monetärer Begriff. Wer Zahlungen in Pesos zu erhalten hat, verliert viel; und das Verbot der Goldausfuhr, das bei der Ankündung des Staatsbankerots wiederholt wurde, hat den mexikanischen Wechselkurs im Ausland in den tiefsten Abgrund gestürzt. Ein Land, das nur noch mit Papiergeld von zweifelhafter Güte zahlt, ist

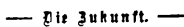
im internationalen Geschäft unmöglich. Die Entwerthung des mexikanischen Geldes drückt natürlich den Vermögensstand der eingeborenen Bevölkerung. Wie groß der Schade war, wird man erst sehen, wenn ein neuer Reformator den Kredit wieder festigt. Für die Amerikaner, deren geschäftliche Interessen in Mexiko durch eine zehnstellige Zahl ausgedrückt werden, müßte sich die Initiative von selbst ergeben. Sie können wünschen, die mexikanische Wirthschaft zu Ramschpreisen zu kaufen; hätten aber keinen Gewinn von einem solchen Erwerb, wenn sie nicht für eine haltbare Vergoldung sorgten.

Die Vereinigten Staaten bezogen im Geschäftsjahr 1912/13 für 225 Millionen Pesos Waaren aus Mexiko, das für 98 Millionen von der Union kaufte. Dann kommt England mit 26 und 31, Deutschland mit 25 und 16 Millionen Pesos. Der Gesammtwerth des mexikanischen Außenhandels betrug 496 Millionen Pesos und das wichtigste Ergebniß war ein Aktivsaldo der Handelsbilanz. Die Hauptlieferanten könnten ohne diese Kundschaft bestehen; aber Mexiko kann den Export seiner Waaren nicht entbehren. Wird ihm die Ausfuhr gehemmt, so vergrößert sich seine Verschuldung ans Ausland noch mehr. Der Weltmarkt nimmt von Mexiko Silber, Gold, Kupfer, Blei. Nun ist die Ausfuhr der Edelmetalle verboten, die Kupferminen arbeiten nur mit halber Kraft und die Bleiproduktion ist eingeschränkt worden. Folgen: Entwerthung des Wechselkurses und Steigerung der Bleipreise. Kupfer ist nicht so empfindlich, weil der Weltmarkt aus mehreren Quellen gespeist wird und Ersatz immer möglich ist. Blei aber wird theurer, sobald ein großer Produzent weniger liefert.

Die Hauptschlacht tobt um das Petroleum. Die Standard Oil war vertreten durch die Waters Pierce Co., die Pierce Oil Corporation heißt, seit sie sich von der Standard Oil getrennt hat. Behauptet wird, Rockefeller habe Mexiko, seit dem Konflikt mit seiner alten Agentin, der Waters Pierce, den Rücken gekehrt; doch giebt es Beziehungen zu dem zweiten großen Petroleumconcern (Mexican Petroleum Co. of Delaware und Petroleum Transport Co.). Noch gebieten die Engländer im mexikanischen Oelreich. Die Firma S. Pearson & Son in London ist nicht nur in Mexiko, sondern auch in den südamerikanischen Republiken eine Großmacht. Lord Cowdray of Midhurst, der geadelte Hauptchef des Hauses, Lord Murray of Elibank, Sir Clarendon Hyde: diese Namen haben südlich vom Rio Grande einen guten Klang. Die Petroleumgesellschaften der Pearsongruppe sind: die Eagle Oil Co. (Rohöl und Raffinerie), die Eagle Oil Transport Co. (Transportdampfer) und die Anglo-Mexican Petroleum Product Co. (Außenhandel). Diese drei Werkzeuge arbeiten gemeinsam für die englischen Petroleuminteressen; und daß sie nicht erfolglos sind, zeigt das Minenspiel der Amerikaner. Die Pearsons kontroliren Eisenbahnen, Elektrizitätgesellschaften, Weißblechfabriken. Am Ende werden John Bull und Uncle Sam sich einigen. Muß zuvor aber Mexiko seinen letzten Peso verlieren und seinen Gläubigern den Schlummer stören?

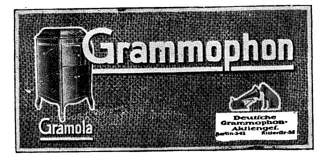
Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

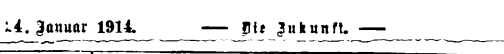




Elektrische Heiz- u. Koch-Apparate
Elektr. Handmassage-Apparat im Gebrauch
Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königgrätzerstr. 4


Grammophon
Gramola
Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft


Reiseführer
Baden-Baden
Pension Luisenhöhe
Haus I. Ranges in bester Kurlage.
BERLIN Elite-Hôtel
Am Bahnhof Friedrich-Strasse
200 Zimmer mit kaltem und warmem Wasser von Mk. 4.— an, mit Bad und Toilette von Mk. 8.— an.
Coblenz a. Rh.
Hôtel Bellevue – Coblenzer Hof
Mod. Hôtelprachtbau m. d. letzt. Errungenschaft. d. Hôtelhygiene ausgestatt. Sitzgs.- u. Konferenzzimmer. Wein- u. Bierrestaurant. Bar. Grillroom
Dresden - Hotel Bellevue
Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.
Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger


Reiseführer

bank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung, bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihren **sämtlichen Zweiganstalten,** sowie bei den nachstehenden Stellen:

in **Berlin:** Bank für Handel und Industrie. — Berliner Handels-Gesellschaft. — S. Bleichröder. — Commerz- und Disconto-Bank. — Delbrück Schickler & Co. — Deutsche Bank. — Direction der Disconto-Gesellsch. — Dresdner Bank. — Hardy & Co., Ges. mit beschränkter Haftung. — F. W. Krause & Co., Bankgeschäft. — Mendelssohn & Co. — Mitteldeutsche Creditbank. — Nationalbank für Deutschland. — A. Schaaffhausen'scher Bankverein. — Gebrüder Schickler.

„ **Aachen:** Bergisch-Märkische Bank, Aachen. — Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft Actiengesellschaft.

„ **Barmen:** Barmer Bank-Verein Hinsberg, Fischer & Comp. — Bergisch-Märkische Bank Barmen.

„ **Braunschweig:** Braunschweigische Bank u. Kreditanstalt A.-G. — Magdeburger Bank-Verein Filiale Braunschweig.

„ **Bremen:** Bremer Bank Filiale der Dresdner Bank. — Deutsche Bank Filiale Bremen. — Deutsche Nationalbank, Kommandit-Gesellschaft auf Aktien. — Direction der Disconto-Gesellschaft.

„ **Breslau:** Bank für Handel und Industrie Filiale Breslau vorm. Breslauer Disconto-Bank. — Dresdner Bank Filiale Breslau. — Eichborn & Co. — E. Heimann. — G. v. Pachaly's Enkel. — Schlesischer Bank-Verein.

„ **Cassel:** Dresdner Bank Filiale Cassel. — L. Pfeiffer.

„ **Chemnitz:** Chemnitzer Bank-Verein. — Deutsche Bank Depositenkasse Chemnitz. — Dresdner Bank Filiale Chemnitz. — Filiale der Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt. — Mitteldeutsche Privat-Bank Aktiengesellschaft Filiale Chemnitz.

„ **Coblenz:** Bergisch-Märkische Bank Coblenz. — Mittelrheinische Bank — Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft Actiengesellschaft.

in **Cöln:** Barmer Bank-Verein Hinsberg, Fischer & Comp. Cöln. — Bergisch-Märkische Bank Cöln. — Deichmann & Co. — A. Levy. — Sal. Oppenheim jr. & Co. — Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft Cöln A.-G. — A. Schaaffhausen'scher Bankverein. — J. H. Stein.

„ **Dresden:** Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt Abteilung Dresden. — Gebr. Arnhold. — Deutsche Bank Filiale Dresden. — Dresdner Bank. — Philipp Elimeyer. — Mitteldeutsche Privat-Bank Aktiengesellschaft.

„ **Elberfeld:** Bergisch-Märkische Bank. — von der Heydt-Kersten & Söhne.

„ **Essen:** Direction der Disconto-Gesellschaft Filiale Essen. — Essener Credit-Anstalt. — Simon Hirschland. — Mitteldeutsche Creditbank Filiale Essen. — Rheinische Bank.

„ **Frankfurt (Main):** Allgemeine Elsässische Bankgesellschaft Filiale Frankfurt a. M. — Deutsche Bank Filiale Frankfurt a. M. — Deutsche Effekten- u. Wechselbank. — Deutsche Vereinsbank. — Direction der Disconto-Gesellschaft. — Dresdner Bank in Frankfurt a. M. — Filiale der Bank für Handel und Industrie. — Frankfurter Bank. — Mitteldeutsche Creditbank. — Pfälzische Bank. — Lazard Speyer-Ellissen. — Jacob S. H. Stern. — L. & E. Wertheimber.

„ **Halle a. S.:** Bank für Handel und Industrie Filiale Halle a. S. — Hallescher Bankverein von Kulisch, Kaempf & Co. Commandit-Gesellschaft a. Actien. — H. F. Lehmann. — Mitteldeutsche Privat-Bank Akt.-Ges. Filiale Halle a. S. — Reinhold Steckner.

„ **Hamburg:** Bank für Handel und Industrie Filiale Hamburg. — L. Behrens & Söhne. — Joh. Berenberg, Gossler & Co. — Commerz- und Disconto-Bank. — Deutsche Bank Filiale Hamburg. — Conrad Hinrich Donner. —

Dresdner Bank in Hamburg. — MitteldeutschePrivat-BankAktiengesellschaft. — Norddeutsche Bank in Hamburg. — Schröder Gebrüder & Co. — Vereinsbank in Hamburg. — M. M. Warburg & Co.

in **Hannover:** Bank für Handel und Industrie Filiale Hannover. — Commerz- und Disconto-Bank Filiale Hannover. — Dresdner Bank Filiale Hannover. — Hannoversche Bank. — Ephraim Meyer & Sohn. — Mitteldeutsche Creditbank Filiale Hannover vormals Heinr. Narjes. — Vereinsbank in Hamburg Filiale Hannover.

„ **Karlsruhe:** Veit L. Homburger. — Rheinische Creditbank Filiale Karlsruhe. — Straus & Co. — Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G.

„ **Königsberg i. Pr.:** Norddeutsche Creditanstalt. — Ostbank für Handel und Gewerbe

„ **Leipzig:** Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt. — Bank für Handel und Industrie Filiale Leipzig. — Commerz- und Disconto-Bank Filiale Leipzig. — Deutsche Bank Filiale Leipzig. — Dresdner Bank in Leipzig. — Hammer & Schmidt. — Mitteldeutsche Privat-Bank Aktiengesellschaft.

„ **Ludwigshafen (Rh.):** Bank für Handel und Industrie Depositenkasse Ludwigshafen (Rhein). — Pfälzische Bank.

„ **Magdeburg:** Magdeburger Bank-Verein. — Mitteldeutsche Privat-Bank Aktiengesellschaft. — F. A. Neubauer.

in **Mannheim:** Bank für Handel und Industrie Filiale Mannheim. — Dresdner Bank Filiale Mannheim. — Pfälzische Bank. — Rheinische Creditbank. — Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G.

„ **München:** Bank für Handel und Industrie Filiale München. — Bayerische Handelsbank. — Bayerische Hypotheken- und Wechselbank. — Bayerische Vereinsbank. — Deutsche Bank Filiale München. — Dresdner Bank Filiale München. — Mitteldeutsche Creditbank Niederlassung München. — Pfälzische Bank Filiale München.

„ **Nürnberg:** Bank für Handel und Industrie Filiale Nürnberg. — Bayerische Disconto- & Wechselbank A.-G. — Bayerische Vereinsbank Filiale Nürnberg. — Deutsche Bank Filiale Nürnberg. — Dresdner Bank Filiale Nürnberg. — Anton Kohn. — Mitteldeutsche Creditbank Filiale Nürnberg. — Pfälzische Bank. — Vereinsbank.

„ **Posen:** Norddeutsche Creditanstalt. — Ostbank für Handel und Gewerbe.

„ **Strassburg (Elsass):** Allgemeine Elsässische Bankgesellschaft. — Bank für Handel und Industrie Filiale Strassburg i. Elsass. — Rheinische Creditbank Filiale Strassburg i. Els.

„ **Stuttgart:** Dresdner Bank Filiale Stuttgart. — Württembergische Vereinsbank

und bei den in **Deutschland belegenen sonstigen Zweigniederlassungen dieser Firmen.**

2. **Der Zeichnungspreis ist auf**

97 %

unter Verrechnung von 4 % Stückzinsen bis zum Abnahmetage festgesetzt.

3. Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 5 % des gezeichneten Nennbetrages in bar oder solchen nach dem Tageskurse zu veranschlagenden Wertpapieren zu hinterlegen, die die betreffende Zeichnungsstelle als zulässig erachtet. Die vom Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere ausgegebenen Depotscheine sowie die Depotscheine der Königlichen Seehandlung (Preussische Staatsbank) vertreten die Stelle der Wertpapiere.

Den Zeichnern steht im Falle einer geringeren Zuteilung die freie Verfügung über den überschiessenden Teil der geleisteten Sicherheit zu.

Zeichnungsscheine sind bei allen Zeichnungsstellen unentgeltlich zu haben. Es können aber die Zeichnungen auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit folgendem Wortlaut:

„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich von den zum Kurse von 97% jetzt aufgelegten

4% zum Nennwert auslosbaren Preussischen Schatzanweisungen von 1914

nom. Mark ....

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, der mir auf Grund dieser Anmeldung zugeteilt wird.

Als Sicherheit hinterlege ich ...."

Zeichner, die sich für die ihnen zugeteilten Stücke einer Sperrverpflichtung von 6 Monaten zu unterziehen beabsichtigen, haben dies in dem Zeichnungsbriefe anzugeben.

Solche Zeichnungsbriefe können nach Belieben an **jede** der obigen Zeichnungsstellen gerichtet werden.

4. Die Zuteilungen, deren Höbe dem Ermessen der Zeichnungsstellen überlassen ist, werden nach Schluss der Zeichnung so bald wie möglich erfolgen. Zeichnungen, für die sich **der Zeichner einer Sperrverpflichtung von 6 Monaten unterwirft, werden vorzugsweise berücksichtigt werden.** Bestimmte Serien können nur insoweit zugeteilt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.

5. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 14. Februar d. J. ab jederzeit voll bezahlen, sie sind jedoch verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages	. . .	am	14. Februar d. J.
40 % „ „ „		spätestens „	23. März d. J.
30 % „ „ „		„ „	15. April d. J.

zu bezahlen. Zeichnungsbeträge bis 3000 Mark einschliesslich sind am 14. Februar d. J. ungeteilt zu berichtigen. Die Abnahme muss an derselben Stelle erfolgen, die die Zeichnungen angenommen hat.

6. Soweit nach erfolgter Vollzahlung nicht sogleich Schatzanweisungen verabfolgt werden können, erhalten die Zeichner von der Königlichen Seehandlung (Preussischen Staatsbank) ausgestellte Zwischenscheine, über deren Umtausch in Schatzanweisungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird. Soweit eine Sperrverpflichtung eingegangen ist, werden die Zwischenscheine und Schatzanweisungen den Erwerbern **erst** nach Ablauf der Sperre ausgehändigt.

Berlin, im Januar 1914.

Königliche Seehandlung (Preussische Staatsbank).

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W.57